

Kopřiva, Roman

**Das verschwiegene Teleskop und das Spiel der Einbildungskraft : zum Sprach- und Darstellungsstil in Rudolf Kassners Gleichnis Der Spiegel des Herrn : ein Vergleich mit Jean Pauls Vorschule der Ästhetik**

*Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. 2000, vol. 14, iss. 1, pp. [147]-182

ISBN 80-210-2515-8

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/106032>

Access Date: 23. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

ROMAN KOPŘIVA

## DAS VERSCHWIEGENE TELESKOP UND DAS SPIEL DER EINBILDUNGSKRAFT

Zum Sprach- und Darstellungsstil in Rudolf Kassners Gleichnis

*Der Spiegel des Herrn*<sup>1</sup>. Ein Vergleich mit Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik*

Das vielfach bezeugte Opalisieren der Kassnerschen Texte, ihre Mehrdeutigkeit und zähe Widerborstigkeit provozieren eine geradezu dynamische Vielheit an interpretatorischen Ortungen und Neuortungen und lassen die Bedingtheit eines bereits gewählten Blickpunkts besonders scharf hervortreten. Aber auch der Extremfall einer Überdeutung ist angesichts der bildlichen Verspiegelung des Textes, dessen Überdeterminiertheit, kaum zu fürchten. Die hier vorgelegten Ergebnisse der mikroskopischen Wiederbeschäftigung mit einer exemplarischen Studie des Kassnerschen physiognomischen Sehens lassen sich auch werkextern, etwa unter Berufung auf Wittgensteins Bemerkung rechtfertigen: „Die Gefahr die darin liegt Dinge einfacher sehen zu wollen als sie in Wirklichkeit sind wird heute oft sehr überschätzt. Diese Gefahr besteht aber tatsächlich in höchstem Grade in der phänomenologischen Untersuchung der Sinneseindrücke. Diese werden immer für viel einfacher gehalten als sie (in Wirklichkeit) sind.“ (Wittgenstein 233). Die Versprachlichung der hochgradigen Implizität, Ambiguität, Reflexivität und Komplexität in Kassners *Spiegel-Gleichnis* versuchte der Verfasser<sup>2</sup> anfänglich durch die Brille Hofmannsthals (Hofmannsthal 486–487) zu betrachten. Im vorliegenden Beitrag erfolgt die Orientierung nicht mehr an einem Zeitgenossen und ‚idealen‘ Leser, sondern an einem Vorgänger und wohl auch Vorbild: Jean Paul.

Jean Pauls „*Vorschule der Ästhetik*“ erhielt in Kassners Œuvre keine Erwähnung<sup>3</sup>, wiewohl Kassner sonst nicht mit Lob an der Belletristik des Humoristen<sup>4</sup>

---

1 (SW IX 215-217)

2 S. Literaturverzeichnis.

3 Daß er sie kannte, dürften neben Sachparallelismen auch Wort- und andere Formulierungs-

geizt, fand jedoch Eingang in Notate von Kassners Eckermann (Kensik 1985, 144–145). Die dort festgehaltene, dezidiert ablehnende Äußerung Kassners zum Jean Paulschen Begriff der Bildungs- und Einbildungskraft, welche einer völlig anderen Weltanschauung als der Kassnerschen entspräche, und die in einem Zuge eifrig bekundete Sympathie für den Kantischen Begriff der (produktiven) Einbildungskraft darf trotz aller gewiß bestehenden Differenzen über eine Affinität der poetischen Prinzipien beider Künstler nicht hinwegtäuschen. Die Heftigkeit der Ablehnung erweckt bei einem dialektischen Geist vom Schlag Kassners vielmehr Verdacht.

Die Frage, ob Kassner manch eine Anregung nur aus J. Pauls belletristischer Praxis, oder auch aus dessen poetologischen Reflexionen empfing und fortentwickelte, mag dahingestellt sein. Allein die Zweckmäßigkeit einer Instrumentalisierung der J. Paulschen Prinzipien für den Versuch einer Annäherung der exo- und esoterischen Lektüre soll den Ausschlag geben. Die *Vorschule* könnte hier in der Eigenschaft eines Teleskops zur Erhellung des vermeintlich Un- bzw. Schwerverständlichen herangezogen werden, weil — wie J. Paul in der Vorlesung „über die Kunst für Stilistiker“ ironisierend wissen will — Her-

---

parallelismen bestätigen. Wichtig scheint vor allem die J. Paulsche Bemerkung über das Selbstbewußtsein zu sein, „welches [...] ein ganzes Sichselbersehen des zu- und des abgewandten Menschen in zwei Spiegeln zugleich ist.“ (§ 12) bzw. die J. Paulsche Kritik an der Besonnenheit, die das Sehen nicht sehe, „sondern nur das abgespiegelte oder zergliederte Auge, und das Spiegeln spiegelt sich nicht.“ (Ibid. § 13 — Hervorh. RKop). In diesem Spiegeln des Spiegels samt dessen Verständnis als Selbstbewußtsein liegt der Kristallisationspunkt von Kassners *Spiegel*-Gleichnis.

Auch die J. Paulsche Vorliebe für allerlei Spiegel und „Gläser“ (Fernrohr, Mikroskop, Brille usw.) und deren Metaphorisierungen finden eine Entsprechung in Kassners Spiegel Fixiertheit; Spiegel-Bilder dieses Autors bergen unauffällig auch Gläser-Bilder jenes Autors. (Wiewohl die Spiegel-Motive bei beiden mehr oder weniger individuelle Ausprägungen der anscheinend allgemeinen literarischen Spiegel-Mode darstellen mögen.) — Die Dissertation Hans Keiths „*Spiegel und Spiegelung bei Jean Paul...*“ /München, 1965/ stand dem Verf. leider nicht zur Verfügung.

Die vom Verf. früher zitierte Stelle über den „ästhetische[n] Wert“, der sich „als Seele“ die Körperteile anbilde (J. Paul II 121), welches Verb in ähnlichen Formulierungen Kassners durch „imaginieren“, „einbilden“ (SW III 341, 358, SW VIII 33) ersetzt wird, geht vielleicht bei beiden, auf alle Fälle aber bei dem Plato-Übersetzer Kassner, bis auf Platons „*Phaidros*“ (Plato 102, 127) zurück. Das Platonische Wort findet sich, abgewandelt, aber auch bei Herder /Herder 1985 137, 404–405; 1993 43/, bei Hegel: „Sie [: die Seele] *bildet* sich [...] in den Körper [...] ein.“ /Hegel 1968 238/ oder bereits früher bei Adam Bernd /nach Böhme 185/. Die Herausgeber von Kassners *Sämtliche[n] Werke[n]* vermuteten hier zuerst nur einen Bezug auf Schillers „*Wallensteins Tod*“ /SW III 676/, später kommentierten sie die Stelle auch mit Hinweisen auf Lichtenberg, Lavater und auch eine andere Schiller-Stelle /SW VIII 638/. Offensichtlich gehörte der Topos also nahezu obligatorisch zum zeitgenössischen philosophischen Diskurs.

4 Von J. Pauls Œuvre sind in Kassners *Sämtliche[n] Werke[n]* namentlich nur *Titan*, *Siebentkäs* und *Schulmeisterlein Wuz* erwähnt, was über Umfang und Tiefgang der Kenntnisse des universitär approbierten Germanisten wenig besagt, zumal Kassner auch Werktitel anderer bei ihm angeführter Autoren oft nicht nennt.

entdecke, wiederfinde doch ein zwanzigfüßiges.“ (Jean Paul II 153–154). Mit diesem hermeneutischen Ansatz einer verschränkten Zusammenschau literarästhetischer Ansichten und Gemeinsamkeiten der beiden Autoren, bei der auch Gedankengut Kants ins Blickfeld tritt<sup>5</sup>, und einem angemessenen Grad der Abstraktion scheint wohl die von Wittgenstein erwähnte Gefahr einer ungehörlichen Simplifikation gering zu sein.

Die angesprochenen Affinitäten zwischen Jean Paul und Rudolf Kassner sind, grob skizziert, zu suchen: 1) in **allgemeinen poetologischen Ansichten**<sup>6</sup>, 2) im **Einsatz von Strategien der Darstellung des poetischen Gegenstandes und der „menschlichen Gestalt“**, 3) im **Verständnis des Lächerlichen** als ästhetischer Kategorie und in der **komischen Individuation der Personenfiguren**, 4) in der **Retardation der Semantisierung** oder **Semantisierung der Retardation** sowie 5) in der **zeichenhaften Sublimierung des Textes**.

## 1

Der erste Umkreis schließt Kassners Bewunderung für den Jean Paulschen Humor des Geistesmenschen (SW VII 279, VIII 41), für die einige Male fast beispiellos gelungene Konkretisation der Einbildungskraft bei J. Paul ein, die in der Synthese, ja Identifizierung der Dichtung und der Physiognomik, in der vollkommenen Fleischwerdung des Wortes, in dem Vorstoß aus dem Reich des Maßes, der Sprache, in das Sein, in die Identität selbst gipfelt (SW IV 72–73). Der Primat gehöre der Dicht-, Wortkunst vor der Musik (SW IV 72, 463, 567; V 89, 332; VIII 41)<sup>7</sup>, der Rede, dem Wort Gottes vor dem Ton, dem Gesang der Engel (SW V 90). In bezug auf Gesichtspartien, die Frontalansicht und das Profil, heißt es, diese seien sozusagen als Fleisch und Geist in gegenseitige,

---

<sup>5</sup> Es werden im folgenden auch andere ‚hermeneutische Gemeinschaften‘ (Kassner — J. Paul — Herschel, Kassner — Meister Eckhart — Kant, Kassner — J. Paul — L. Sterne, Kassner — Nietzsche — Herder) berührt.

<sup>6</sup> Nur diejenigen sollen hier berührt werden, die organisch in den abgesteckten Rahmen des vorliegenden Textvergleichs gehören, nicht alle zwischen den beiden Autoren, also auch nicht etwa J. Pauls tief sinnige physiognomische Betrachtungen über sonderbare Koppeln, die materielle: Geschmack — Gesicht und die geistige: Geruch — Musik (J. Paul § 49) oder deren beider Bewunderung für Lawrence Sterne usw.

<sup>7</sup> Im Jugendwerk (SW III 458) erlag Kassner der Verführung durch Schopenhauer und gab der Musik den Vorzug (SW IV 567; V 89, 332). Die spätere Schwerpunktsetzung Kassners entspricht der Kantischen Bevorzugung der Dichtkunst vor der Musik, mögen auch die Begründungen der beiden im einzelnen auseinandergehen. Anregend konnte auf Kassner Kants Ansicht wirken, daß die Dichtkunst das Gemüt dadurch erweitere, „daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt“, und der Umstand, daß die Darstellung eines gegebenen Begriffs mit einer Gedankenfülle verknüpft sei, „der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt.“ (beides Kant § 53 — Hervorh. RKop). Zum letzteren vgl. auch eine ähnliche Formulierung J. Pauls, daß es zwischen Wort und Idee keine Gleichung gebe (J. Paul § 27).

rechtwinklige Verschränkung (SW IV 97, V 92, VI 268, VIII 756, X 290, 391 u.a.; J. Paul § 77) gesetzt, das Gesicht sei als fleischgewordenes Wort zu sehen. Der Mensch als Zwischenwesen zwischen Gott und Tier sei nach Kassner Träger der Sprache, Redeführer, und könne und müsse sich durch eben diese Bestimmung als Persönlichkeit beweisen und behaupten. Diese Intuition zeichne sich bereits, doch ohne gottmenschliche Inkarnation noch undeutlich, sokratisch-platonisch in platonischen Dialogen ab (SW IV 463). Bei J. Paul wird die „Stimme“ sozusagen zur „Parole des Lebens“ erklärt (J. Paul § 27). Diese Ansicht entspricht der gleichsam **tonfilmischen stilistischen Disposition** des Kassnerschen *Spiegel*-Gleichnisses, wo der verborgene Kommentator bzw. dessen **Rede, Stimme**, ein Off-Sprecher also, die ‚rechtwinklig‘ geführten, mit Partikelwörtchen gesättigten Sprech-Hauptsätze mit seinen abstrahierenden Kommentaren dominiert und das **Visuelle**, Anschauliche, in einem wechselnden Grad der Konkretheit, dagegen in Nebensätzen bzw. verselbständigten satzwertigen Nachträgen vor Augen führt. Dies gilt insbesondere für das Comparandum. Der Kommentator scheint mal lauter, mal leiser zu werden, bis das Anschauliche im letzten Satz des Comparandums die Form des Hauptsatzes annimmt und seine Rede verstummen läßt. Im Comparatum geht der leiblose, imaginierte Kommentator paradoxerweise in der Visualität des Dargestellten, sogar in der Menge („WIR ALLE“, „WIR“) auf, bis er sich schließlich existentiell in den Einzelnen („DER MENSCH“) <sup>8</sup> einverwandelt. Im Überleitungsabsatz zwischen dem Comparandum und Comparatum wird das Bild zuerst ausgeblendet, der im Comparandum nur erleidende, sehende Kommentator hebt hier, wenn auch nur redend, fragend, zur eventuellen Handlung, zu einer philosophisch-theologischen Gott-Setzung, an. Diese diffus rhythmische Prozessualität<sup>9</sup> kann das Auge des Rezipienten nur mit höchster Anstrengung und bei

---

8 Sämtliche folgenden **VERSALIEN** bzw. Unterstreichungen (d.h. alle Hervorhebungen außer der einzigen, von Kassner selbst vorgenommenen Kursivierung) im Text des *Spiegel*-Gleichnisses gehen auf den Verfasser dieser Studie zurück.

9 Bereichert außerdem durch die besondere rhythmische Führung nach dem stilistischen ‚Gesetz der wachsenden Glieder‘, ferner durch den rhythmischen Wechsel, Wellenschlag der semantisch konträren bzw. sich steigenden und der (anti)klimaktischen dreigliedrigen syntaktischen Strukturen sowie durch mehrmalige Wiederaufnahme der schon eingeführten Wortstämme in Form der „organischen Paronomasie“ (Lausberg § 279), was alles zusammen das charakteristische Kassnerische *Parlando* ausmacht. Der J. Paulsche „Wohlklang der Prose“ findet so im *Spiegel*-Gleichnis Resonanz, aber „die Vokalmusik des Sinns“ genießt Vorrang vor der „Instrumentalmusik des Klanges“ (das „beseelte Wort“ solle den Klang erschaffen, nicht der Klang das Wort). Zugleich gilt: „Je mehr Kraft ein Werk hat, desto mehr Klang verträgt’s.“ (J. Paul § 86).

Das „enge Ohr“ wird bei Kassner nicht gegen das „weite Auge“ (J. Paul § 52) ausgespielt, sondern beide stehen im Verhältnis der komplementären Wirkung. Das Zusammenstellen des Auges und des Ohrs, des Sichtbarsten und Unsichtbarsten, fälle der Phantasie (bei der Bildung von synästhetischen Figuren) schwerer als andere Sinneskombinationen (J. Paul § 82). Auf eine Untersuchung der Vereinigung von Gattungen (Blitz und Donner, der Wasse r-fall, das stürmende Meer) möchte J. Paul nicht genauer eingehen (Ibid. § 27). Das **Aku-**stische in dieser Vereinigung ist aber nur aufgrund der Notionalität des Wortes konnotie r-

eventueller lauter Lektüre verfolgen, da das ‚unsichtbare‘ Akustische die Optik der Schriftlichkeit transzendiert und intratextuell nur durch optisch kaum wahrnehmbare, scheinbar nebenbei geäußerte Winke<sup>10</sup> angedeutet wird, indem diese die ironische irreführende Aufmerksamkeitslenkung thematisieren. Kassner verletzt das von J. Paul als mustergültig aufgestellte Postulat der texteröffnenden, episierenden Pro(s)thesis, deren Sonderfall die vor-anfängliche jambische „Ansprungsilbe“, „Vorstecksilbe“ darstellt und bei J. Paul mit einer narrativ relevanten Sinnggebung bedacht wird: „der Mensch platzt ungern heraus [...]“, „kein Mensch springt in einer Gesellschaft gern mitten in seine erlebte Geschichte hinein [...]“. Dasselbe hat auch für einen Geist („e i n Geist“) zu gelten (J. Paul § 86). Bei Kassner wird der Text ungeachtet des Auftakts dramatisch-inszenierend und mit dem wuchtigen Nachdruck eröffnet: „DARAUF KANN MAN SICH SCHON VERLASSEN [...]“. Diese Beschwerde stellt in ihrer Urplötzlichkeit die Gegenwärtigkeit, die „Wirklichkeit der Wirklichkeit“, die Gegenwart der redenden Person<sup>11</sup>, hin. Die Positionierung der beschwerten Silbe im absoluten Textanfang, die akustische Abruptheit des Ansatzes einerseits und die auf die ausgesparte, aber denkbare Aussage zurückverweisende Pro-Form andererseits, markieren die Gegenwärtigkeit als pures Dazwischen, als unsichtbare Schnittstelle im Zeitverlauf zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, als Einschnitt in die imaginierte Dialogizität der Rede. Als sollte ein unsichtbarer Hauch, ein Geistiges, dargestellt werden. Erst allmählich wird die sprechende Entität in der linearen Ausdehnung des Textes konturiert, bekommt nach dem ersten, abstrakt gehaltenen Satz figurativ-nichtfigurativ erste Gesichtszüge. In der J. Paulschen Poetikotheologie bezeichnet das Ohr „das Erhabene der Kraft“ (d.h. das „angewandt Unendliche“), und den „ungeheuren Sprung vom Sinnlichen als Zeichen ins Unsinnliche als Bezeichnetes“ durch „Intension“ (Tonstärke) und „Extension“ (Tonlänge) (§ 27). Dieser Sprung gelangt in Kassners *Spiegel*-Gleichnis, durch den völlig unanschaulichen Aussageinhalt des Hauptsatzes forciert, zur vollen Wirksamkeit, obwohl die J. Paulsche Prosthesis-Regel beiseite geschoben wurde. Als möchte Kassner durch diesen Regelverstoß vielleicht einer anderen J. Paulschen Regel, nämlich der der Voranstellung des Geistigen und der Nachstellung des Körperlichen im

---

bar, und die gewählten Beispiele sind im Geiste der Romantik aus der freien Natur hergenommen. Kassner hingegen geht es um die Stimme des Menschen. Der Text wie andere Texte Kassners ist gewiß nicht von der „Okulartyrannis“ (Welsch 240) dominiert, das Auge und das Ohr sind bei Kassner nicht so sehr entfremdet, wie von Welsch für die gesamte abendländische Kultur diagnostiert wird, weil sie einfach am Kopf des Menschen als Sprachträger, Redeführer bleiben, weil das Akustische, als Sprache, Rede, Stimme zur Person (*per-sonare!* — vgl. /SW II 500, VIII 493/) gehörig, ein unveräußerliches Humanum bleibt.

<sup>10</sup> Diese Gratwanderungen zwischen der Sprache und der textinternen Metasprache erinnern auch an J. Paul, der in der *Vorschule* anstatt von einer festen und eindeutigen Begrifflichkeit oft von einer für ihn so charakteristischen doppelsinnigen ironischen Tropik Gebrauch machte.

<sup>11</sup> Vgl. auch: (Kensik 1985 200)

Gleichnis (§ 50) Genüge tun, indem er den Inhalt dieser Aussage<sup>12</sup> in den Hauch der Stimme sublimiert. Die anschließende Regel vom durch wie-Signale ausgezeichneten Springen von Bild zu Bild innerhalb des Comparandums eines Gleichnisses wird von Kassner unwidersprochen befolgt (J. Paul § 50). Gegen diese Regel von der klaren Grenzziehung verstößt nur der Schlußsatz des Comparandums (Anknüpfungsszene), mit dem Hinweis auf die Identität, d.h. die ‚Eigentlichkeit‘ des Sprechens.

## 2

Zu Kassners Anwendung des Ratschlags, den **Gegenstand „lieber entstehend als entstanden“** vorzustellen (J. Paul § 78), gibt es eine Menge Belege in der früheren Deutung (Kopřiva). Von der Dynamik des Gegenstandes ist dessen Einfachheit nicht zu trennen. Nach der J. Paulschen platonisierenden Vorstellung wohne die Einfachheit („Simplicität“) „nicht in den Teilen, sondern organisch im *g a n z e n* als Seele, welche die widerstrebenden Teile zu *e i n e m* einzigen Leben zusammenhält“ (J. Paul II 124). Kassner kommt da mit seiner „All-Einheit“, Totalität (z.B: SV IV 93–97) der J. Paulschen „Simplicität“ nahe. In diesen Zusammenhang fügt sich ein Sonderfall der Bewegung und der Differenz der Perspektive ein: die Sprachentgleisung im *Spiegel*-Gleichnis: „BEIDE [: der Kammerdiener Moucha und der Fürst] **STEHEN UMEINANDER HERUM**“ befremdet einigermaßen. Der Nah- wie entferntere Kontext, Angaben für einen regelmäßigen Zeitwechsel und die der Szene vorangehenden Vergleiche („WIE EIN DING UM EIN ANDERES ODER WIE DIE OBERFLÄCHE EINES DINGES UM DIE EINES ANDEREN“) lassen Konnotationen über eine Konstellation und, bei der Substitution des Verbs durch das wohl logischere ‚KREISEN‘, Konnotationen über eine wie auch geartete Revolution der Himmelskörper<sup>13</sup> aufkommen. Und tatsächlich könnte der einzigarti-

<sup>12</sup> Bei J. Paul ist damit nur die Voranstellung der Sachhälfte (Comparatum) der Bildhälfte (Comparandum) gemeint, und der Unterschied zwischen einem Gleichnis und einer Allegorie scheint demzufolge vage, eher graduell gegeben zu sein.

<sup>13</sup> Wenn man von der nächstliegenden, nämlich mehr oder weniger ‚lasziven‘ Lesart absieht. (Den Hinweis verdanke ich Univ.Prof. Dr. W. Schmidt-Dengler.) Der Austriazismus ‚umeinander stehen‘ (: herumstehen) auf ein Paar bezogen und die Rede vom „DING“ muten seltsam an. Aber auch der „SPIEGEL“ als Geschlechtsglied (im älteren Sprachgebrauch) fügt sich in diese semantische Isotopie. Einzelne Spiegel-Stellen bei K. belegen sein Wissen um die verschiedensten lexikalisierten Bedeutungen dieses Wortes. Das „große phallisch-kosmische Symbol“, der „indische Lingam, der aus einer [...] kreisrunden Scheibe (der Vagina) ragt [...]“ (SW III 313) ist für K. ein Bild der Identitätswelt, die der „Freiheit“ entgegensteht (SW III 313-316 u.a.). Diese „Umstülpung“ kennzeichnet „eine Welt ohne Humor, im weitesten Sinn ohne Spiegel“, in welcher der Joghi und der blinde Schütze „wie der Lingam in der Scheide“ an einem „Punkt, Fleck der [...] Erde“ stehen. Wenn man diesen „Punkt, Stelle, Standort, Fleck“ tilge, ist das „unendliche Geflecht“ des gestirnten Himmels (SW X 571-572) da.

gen Sprachverfremdung ein **astronomischer Sachverhalt**<sup>14</sup> in äußerster Verknappung zugrundeliegen, eine Anspielung auf **Wilhelm Herschels** Forschungen, an deren Ende die überraschende Feststellung der Bewegung der Fixsterne, ja der Sonne selbst (auf das Sternbild Herkules zu) wie des ganzen Sonnensystems stand. Die von der Erde als ein einziger Doppelstern erscheinenden Sterne (im *Spiegel*-Gleichnis die „OBERFLÄCHE“ als Pendant) kreisen nach Herschel als echte Doppelsterne (im *Spiegel*-Gleichnis: „DING“) umeinander herum.<sup>15</sup> Die astronomisierende Erschließung dieses Sprachverhalts weitet die Rahmung des Handlungsraums imaginativ bis zum Äußersten aus und ermöglicht umgekehrt die stilistische Funktionalisierung dieser Sicht, die Techniken der Darstellung von (menschlichen) Gestalten nämlich, besser zu verstehen.

Dem Akustischen gehört im Zeithorizont des *Spiegel*-Gleichnisses der absolute Primat, Primat der dramatischen Gegenwart. Die textuelle, d.h. ‚räumliche‘ Ausdehnung, Entfaltung des poetischen Gegenstandes erfordert nach der Verletzung der Prosthesis-Regel aber doch die von J. Paul proklamierte **optische Mediatisierung**. Dieses Bedürfnis entspringt schon der besonderen Veranlagung

---

Eine andere mögliche Lesart dieser Stelle (Zusammenschau des Bildes und Spiegelbildes der Personenfiguren durch die betrachtende Erzählinstanz) wurde vom Verf. (Kopfiva) in der ersten Deutung besprochen.

- 14 Kassner befaßte sich, wie bekannt, privat mit dem Studium der Mathematik, Physik, der Einsteinschen Relativitätstheorie usw. und brachte seine Ansichten auch literarisch zur Sprache. Die Vorliebe für astronomisierende poetologische Figuren, teilt er, ungeachtet ihrer jeweiligen Poetisierungsfunktionen, mit J. Paul und macht oft davon Gebrauch. Die sprachliche Katachrese bringt eine Anomalie der Wahrnehmung zum Ausdruck. (Die astronomische Lesart wird durch das Wort „SPIEGEL“ in der Bedeutung ‚Fernrohr‘ unterstützt.)
- 15 „Herschel erkannte mit endgültiger Gewißheit, daß die Fixsterne nicht ‚fix‘ sind, sondern sich bewegen, und daß die Sonne [...] ein solcher Stern unter anderen ist und sich ebenfalls bewegt (auf das Sternbild des Herkules zu). [...] Herschel machte sich an die Aufgabe, die Parallaxe von Fixsternen zu messen. Die Parallaxe fand er nicht, aber etwas anderes sehr Wichtiges. Herschel ging von folgenden Gedanken aus. Bei zwei Sternen, die von uns aus gesehen als Doppelstern erscheinen, also ganz dicht zusammenstehen, müssen, wenn ihr Beieinanderstehen nur ein scheinbares ist und ihre Entfernungen von der Erde in Wirklichkeit ganz verschieden sind, die jährlichen Parallaxen eine Verschiedenheit in ihrer scheinbaren Entfernung voneinander hervorrufen. Herschel suchte deshalb so viele ‚Doppelsterne‘ auf, wie er nur finden konnte. Er fand sehr viele ..., aber das Erwartete traf nicht ein. Es zeigte sich vielmehr, daß es sich bei einem großen Teil um echte Doppelsterne handelte, um zwei Sterne, die umeinander kreisen! (Störig 306-307 — Hervorh. RKop).  
Die Antinomie der beiden vorgeschlagenen Lesarten der Figurenkonstellation der Szene läßt sich mit Hinweis auf die bei Kant festgestellte Entzweiung der „gemeinen Menschenvernunft“ mit sich selbst verdeutlichen. Den Ausgangspunkt der Kantischen Betrachtung bildete ebenfalls ein planetarischer Vergleich, nämlich ein Streit zweier Astronomen um das Kreisen des Mondes: „Der eine schloß nämlich so: der Mond drehet sich um seine Achse, darum, weil er der Erde beständig dieselbe Seite zukehrt; der andere: der Mond drehet sich nicht um seine Achse, eben darum, weil er der Erde beständig dieselbe Seite zukehrt. Beide Schlüsse waren richtig, nachdem man den Standpunkt nahm, aus dem man die Mondsbeugung beobachten wollte.“ (Kant 505).



des Menschen, dessen Auge einen leisen Ton in einen „fernen“, einen starken in einen „nahen“ übersetze (J. Paul § 77). Nach der anfänglich starken akustischen Annäherung muß sich die Szene unbedingt nach und nach visualisieren,

„da das innere Auge nach einem besondern Gesetze nicht hell erkennt, was plötzlich davortritt, sondern nur was allmählich wie nach einem Zuge von Ahnen erscheint [ ...]“. So „können nicht die Töne, diese Götterkinder, die plötzlich ohne Mutter und gerüstet wie Minerva vor uns treten, sondern bloß die Gestalten, welche wachsend sich nähern, folglich erst an und in diesen die Töne sich lebendig vor die Seele stellen.“ (J. Paul § 77).

Im Prozeß der Visualisierung im *Spiegel*-Gleichnis werden in erster Linie Personen figuriert. Prinzipiell werden bei J. Paul insgesamt drei Techniken der **Figurendarstellung** erörtert: a) „**Aufhebung**“, b) „**Kontrast**“, c) „**Bewegung**“ (J. Paul § 79).

Die dialektische „Aufhebung“ (a) mag sich diesfalls als weniger praktikabel erweisen. Die revolute idealistische Dialektik mit der unabdingbaren Dreiheit, die dahintersteckt, wird vom Kierkegaardianer Kassner samt (poetologischer) Revolution und Eschatologismus (J. Paul § 54) abgelehnt. Dagegen wird der Kontrast (b), stilistische Figuren der Gegensätzlichkeit, des Kassnerschen „Rhythmus“ oft und oft figuriert, prinzipiell allerdings nicht der J. Paulsche **Kontrast der „Farbe“**<sup>16</sup> (ba), sondern der der „**Verhältnisse**“ (bb): z.B.

<sup>16</sup> Farben kommen im *Spiegel*-Gleichnis überhaupt nicht vor. Auch die Personenfiguren bleiben gleichsam diaphan, ohne Fleischfarbe etwa. Selbst dann, wenn dem Fürsten die Hose n-träger angeknüpft werden. Aber vielleicht deshalb müssen es die Hosenträger sein, nicht eine Hose, damit die Einhüllung unvollkommen bleibt, stoffliche Lücken, „Leerstellen“ sich erhalten, der Körper durch eine Verfärbung nicht an Opazität gewinnt. Vielleicht sieht der Zuschauer die Farbe nicht, weil Moucha zu dicht hinter dem Fürsten steht. Nicht einmal der instrumentalisierte Spiegel gibt Farben wieder: — vielleicht soll seine Durchsichtigkeit nicht getrübt werden, damit eine vollkommene Linienhaftigkeit, Diaphanie der totalen Ver Spiegelung, Vergeistigung nicht verlorengeht. Ginge es nur um die Darstellung des J. Paulschen-Kantischen „optisch Erhabenen“, der „angewandten Unendlichkeit“, wäre eine „Extension“ notwendig, die „einfarbige“ nämlich: „Warum wird denn nun der von e i n e r Farbe lange fortgesetzte Gegenstand ein Bild der Unendlichkeit? — [...] durch eine Grenze, also durch zwei Farben; und das Begrenzte ist erhaben, nicht das Begrenzende; das Auge wiederholt bis zum Schwindel dieselbe Farbe, und dieses ewige Wiederkommen des Nämlichen wird das unendliche Bild.“ (J. Paul § 27). Außerdem gilt für J. Paul: „jede neue Farbe beginnt einen neuen Gegenstand, in der Ferne oder Nacht ausgenommen, wo alle Farben ineinander taumeln.“ (J. Paul § 27). (Dieselbe Gedankenführung ist bei J. Paul auch in der dem *Quintus Fixlein*-Roman beigefügten Abhandlung *Ueber die natürliche Magie der Einbildungskraft* zu verfolgen (J. Paul V 191/.) Die Farblosigkeit hätte demnach im *Spiegel*-Gleichnis wohl eine vollkommene Entgegenständlichung, Entgegenständlichung zur Folge. Vielleicht wollte Kassner durch den reinen Linienverlauf entgegenständlichte transzendente Unendlichkeit selbst, nicht nur das einfarbige Erhabene als die lediglich „angewandte Unendlichkeit“ darstellen. Auch spricht man gewöhnlich nur von klaren Gedanken, klaren, lichten Augenblicken, vom hellen Bewußtsein und dagegen von dunklen

unauffällige Wort-Antonymisierung (**ba**): I) Gott SIEHT sich auf den Grund x II) wir KOMMEN uns NICHT auf den Grund (in derselben Wortart, im Verb), I) „der ALTE KAMMERDIENER“ x IIb) „KIND“ (in verschiedenen Wortarten). Der Gegensatz kommt aber auch als halb verdeckte Wortteil-Antonymisierung (**bb**) zum Ausdruck: etwa die graphische Verkürzung „VER-ODER GEBOT“. Kontrastiert werden können aber auch Ausdrücke, die sich in bezug auf die Antonymie bzw. Synonymie als ambivalent erweisen (**bc**): etwa die chiasmische Folge der Wort-Elemente: I) „KAMMERDIENER“<sup>17</sup> x II) „ANKLEIDEZIMMER“. Fazit: Wenn man die Wortformen bzw. Formative ins Auge faßt, erweisen sich diese Manifestationen als Anzeichen für einen nicht völlig spiegelbildlich symmetrischen Blickpunktwechsel. Es ist so, als ob die Kontraste der Wort-Semantik durch die unterschiedlich ausfallende Konnotationenlenkung dynamisiert würden: Zum einen scheint der ‚Zustand‘ mit der ‚Bewegung‘ zu wechseln, zum anderen weiß man bei dem Kammerdiener nicht, ob der Kontrast zwischen ihm und einem Kind im physischen Alter, oder der Routine des langen Dienstes liegt usw.

Es gibt aber auch komplexere Kontraste als Affirmationen und Negationen derselben zugleich, ein spannungsvolles Aufeinanderbezogenensein mehrerer Elemente, gleichsam eine unentwirrbare Kombination von Klimax und Antiklimax: „NUN BESTEHT EIN SOLCHES VER- ODER GEBOT ODER REGLEMENT ABSOLUT NICHT.“ Es lassen sich etwa folgende Segmentierungen vornehmen: A) die Entfaltung der Verbklammer bzw. des Prädikats: I) NUN BESTEHT ..., II) NUN BESTEHT ABSOLUT ..., III) NUN BESTEHT ABSOLUT NICHT ..., B) die Setzung des Subjekts: I) VER-, II) GEBOT, III) REGLEMENT. (Ist das „REGLEMENT“ als Oberbegriff eine Entschärfung der Gegensätze oder eben deren Zuspitzung — als strenges Reglement mit allerlei festen Vorschriften?) Als pulsierende Aussage — auf einer allgemeineren Ebene — zwischen Verengung und Ausdehnung des überhaupt Möglichen: ODER — ODER — ABSOLUT (NICHT).

---

Ahnungen. Als ein analoges „ewige[s] Wiederkommen des Nämlichen“ müßte die Wiederholung des Ausdrucks gelten. Als unbeabsichtigter Stilzug von negativem Wert wird „diese öftere Wiederkehr“ in ihrer Katachresen mitbedingenden Wirkung von J. Paul auch erkannt: sie mache „ein Körperwort oft so durchsichtig, daß ein Schriftsteller, der immer ein und dasselbe uneigentliche Wort in einer Abhandlung gebrauchen muß, leicht dessen eigentliche Bedeutung vergißt.“ (§ 82). Eine andere mögliche Parallelisierung liegt in Kassners ‚mikroskopischer‘ Methode der Darstellung: mikroskopische Präparate sind — wie bekannt — farblos.

Zur Helle gehört aber Schärfe, Grenze, daher die Genauigkeit der Linien.

17 Wird die ‚Kammer‘, das Bestimmungswort als selbständiges Wort betrachtet, bei der Rezeption nur als ‚Nebenzimmer‘ (modernerer Sprachgebrauch) realisiert, liegt eine Synonymie vor. (Ein Kammerdiener war zu der Entstehungszeit des Gleichnisses ohnehin ein fast historisches Requisite.) Würde man aber bei dem Wort ‚Kammer‘ an die ursprüngliche, allerdings verblaßte und in der Zusammensetzung versteckte Bedeutung ‚fürstliche Residenz mit allem, was zur Umgebung und Regierung gehört‘ denken, hätte man mit einer Antonymie zu tun.

Die Kontrastierungsart im *Spiegel*-Gleichnis überrascht in jedem Fall, die Beispiele lassen sich schwerlich verallgemeinern, auf einen oder wenige Nenner bringen. Auch erfaßt sie in ihrer Komplexität alle denkbaren Schichten der Bedeutungsebene, die Sprach- wie die Darstellungsstilisierung.

Die **Bewegung** (c) läßt sich nach J. Paul in die **äußere** (ca) und die **innere** (cb) einteilen. Die äußere Handlung halte eine Sequenz der Bewegungen, Teile zusammen, das Bewegliche male das Feste stärker als dieses jenes. Fragmentarisches verlangt nach Ergänzung durch Phantasie. Deshalb sollen Menschengestalten durch Ein- und Auskleiden ihrer einzelnen Glieder (der Hals etwa durch Anlegen eines Halsbandes) wirksam gezeigt werden (J. Paul § 79). Im *Spiegel*-Gleichnis werden dem im „ANKLEIDENZIMMER“ stehenden Fürsten hinten die „HOSENTRÄGER“ ANGEKNÖPFT und die Partie mit der 'unsichtbaren' Hose wird durch die „HOSENTRÄGER“ verdeckt.

Die **innere Bewegung** besagt, daß das „Sehen“ einer Gestalt „mir“, dem zuschauenden Leser, „Gesicht“ werde. Man müsse nur einen, der die Gestalt sieht, zeigen, sein „**Sehen zeigen**“, d.h. mit seinen Augen einen Körperteil, „und wär' es ein blaues Auge“, sehen. Bei Kassner ließe sich der nur euphemistisch ange deutete fürstliche Podex („HINTEN“!) als Entsprechung dieser Ansicht wahrnehmen. Das angeführte J. Paulsche „Auge“ zeigt sich aber im Vergleich mit dem *Spiegel*-Gleichnis als „humoristisch“, zu materiell, wenig bildfähig: weist es doch als Körperteil mehr auf die Gesichtspartie, das Gesicht als Antlitz denn Gesicht als Vision oder sogar reines Sehen als solches. Daher wohl auch die verweigerte Farbgebung in Kassners *Spiegel*-Gleichnis (s. Anm. 14, 16) und der nur gehörte, aber nie gezeigte Zuschauer (Erzählinstanz), von dem sich nur die Bahn seines Blicks mitverfolgen, nachvollziehen läßt. Ohne Farbe, ohne Vergegenständlichung lassen sich nämlich die Linien der „Bahn des Blickes“ (J. Paul § 27) im *Spiegel*-Gleichnis besser verfolgen.<sup>18</sup> Ein Detail für das Auge bedeu-

---

18 Eine beachtenswerte Parallele zur Farblosigkeit, Diaphanie des Sehens und des Auges selbst findet sich in Predigten Meister Eckeharts, wenn die Rede vom Erkennen, Sehen Gottes ist: „Wenn das Auge die Farbe erkennen soll, so muß es aller Farbe entblößt sein.“ (Eckehart 325, Z. 30-31). Oder noch deutlicher: „Das Auge in seiner höchsten Reinheit, wo es keine Farbe (in sich) hat, sieht alle Farbe; nicht nur, wo es in sich selbst aller Farbe bloß ist, sondern (auch) da, wo es sich am Leibe befindet, (auch) da muß es ohne Farbe sein, wenn man Farbe erkennen soll. Was ohne Farbe ist, damit sieht man alle Farbe, und wäre es selbst unten an den Füßen.“ (Eckehart 333, Z. 36; 334, Z. 1-5 — Hervorh. RKop). Die Einschaltung der Eckehartischen Ausführungen könnte auch eine Hilfe beim Verständnis der in Kassners Text anklingenden Eckehart-Stelle leisten: die menschliche Teilhabe an der Gottesschau macht das Vorhandensein eines Gesichts notwendig, „weil wir uns nicht auf den Grund kommen“, eine Kassnerisch bewußte Doppelsinnigkeit, die die Vorstellung der körperlichen Bewegung der Füße mit einschließt. Interessanterweise bedient sich Eckehart in der ersten der beiden zitierten Predigten einer physiognomischen Bemerkung, die dort als Zitat des hl. Bernhard ausgewiesen ist: „Warum erkennt mein *Auge* den Himmel und nicht meine Füße? Das kommt daher, weil mein Auge dem Himmel mehr gleicht als meine Füße. Soll nun meine Seele Gott erkennen, so muß sie himmlisch sein.“ (Eckehart 324, Z. 35-36; 325, Z. 1-2). Auch der Spiegel des Auges ist nach Kassner dann nicht mehr nötig, weil das Dasein sich in den ‚Grenzen‘ des göttlichen Sehens sieht (Gott sieht sich „AUF“ den Grund, der

tet nicht nur die Annäherung des beobachteten Objekts, sondern für den Rezipienten des Textes eine implizite Annäherung des betrachtenden Auges bzw. des Körpers des Betrachters:

„Wir sehen durch das Auge [: des Zuschauers] und halten es vor das unsrige als Augenglas [...] Ein Dichter kann durch solchen rechten Gebrauch abnehmender Ferne, also herantretender Nähe, sein Gestaltengemälde mit mehr Wirklichkeit, da jede erschienene Linie die kommende festhält, wenigstens anfangs ausbreiten als selber der Maler [...]“ (J. Paul § 80).

Die Kamera<sup>19</sup> wird im *Spiegel*-Gleichnis nach diesem **Prinzip der abnehmenden Ferne** bei Personen wie bei anderen Objekten im Raum schärfer eingestellt. Kassner weiß **Gegenstände (cba)**, **Personen (cbb)** oder sogar **beiderlei (cbc)** zugleich zu **fokussieren**. Bei der letztfälligen, synthetischen Fokussierung (**cbc**) wird sogar die Dreidimensionalität des Bildes in die Zweidimensionalität verwandelt: I) „MOUCHA STEHT [...] WIE EIN DING UM EIN ANDERES“ II) „[...] WIE DIE OVERFLÄCHE EINES DINGES“. Für die **Fokussierung der Gegenstände (cba)** mit der unauffällig variierenden Element-Sukzessivität<sup>20</sup> der Sequenz soll das folgende Beispiel stehen: I) „SPIEGEL seines HERRN in dessen Ankleidezimmer“ x II) „WANDspiegel im Ankleidezimmer des FÜRSTEN“. Die relevanteste **Fokussierung, die des Personals der Parabel (cbb)**, erfordert die höchste Detaillierung: I) /Moucha/ „während ER um seinen HERRN bei dessen TOILETTE zu irgendeiner Stunde BESCHÄFTIGT IST“ x II) /Moucha/ „und KNÖPFT DEM FÜRSTEN HINTEN DIE HOSENTRÄGER AN.“ Im letzteren angeführten Beispiel scheinen die technischen Möglichkeiten der Sprache im Vergleich mit einer Kamera unüberbietbar: die Aufmerksamkeit gleitet von der in beiden Fällen beim Namen genannten Person des Kammerdieners zur Person des Fürsten und zur **TÄTIGKEIT** des Kammerdieners selbst, wobei in der Nahaufnahme sogar das grammatische Subjekt ausgespart bleibt. (Die Plötzlichkeit der letztgenannten Änderung läßt sich am Kontext der beiden Stellen leicht ablesen.)

---

Mensch sieht sich „IN“ Gott. — Die Gestaltungskraft der deutschen Präpositionen mit doppeltem Kasus für den akkusativischen „schönen Bogen der Bewegung“ wurde von J. Paul erkannt /J. Paul § 78/. Kassner weiß die Präpositionen auch im rhythmischen Wechsel /, **IN DEN SPIEGEL**“ x „**IM SPIEGEL**“/ einzusetzen.)

19 J. Paul kennt bei dem damaligen Entwicklungsstand der Technik begrifflicherweise nur etwa die stilistische protokinematographische *camera obscura* (§ 64), die *Laterna magica* oder Effekte der A. Kircherschen Spiegelschreibkunst auf die Stilkunst (§ 39) übertragen.

20 Die Erfassung des sich konstituierenden (konstituierten) poetischen Gegenstandes, die „Apprehension des Mannigfaltigsten der Erscheinung“ (Kant) und das Problem der Sukzessivität der Erscheinungen eines literarischen Artefakts bzw. der Sukzessivität der Wahrnehmung desselben im Vergleich mit der Sukzessivität der nichtsprachlichen Objekte der Außenwelt müßte zum Zweck einer ausdifferenzierteren Darstellung wohl vom Standpunkt I. Kants (etwa: Kant 260-295), zu dessen Anschauungen Kassner eine Verwandtschaft erklärte, hinterfragt werden.

Die letzte Nahaufnahme ist aus der überhaupt nächsten Entfernung gemacht. Nach der anfänglichen Sequenz I) PERSON (der alte Kammerdiener) + RAUM (Ankleideraum) folgt im Abstand die Sequenz II) PERSON (Moucha) + PERSON (Herr) + TÄTIGKEIT (Beschäftigen) und schließlich die Sequenz III) PERSON (Fürst) + TÄTIGKEIT (anknöpfen) + OBJEKT (Hosenträger). Das Bekannte wird stufenweise ausgespart: 1) der RAUM (Sequenz Nr. II), 2) die bereits genug imaginierte PERSON DES KAMMERDIENERS (Sequenz Nr. III), das Unbekannte stufenweise eingeführt: nach der einstweiligen Verunschärfung des ANKLEIDENS ins BESCHÄFTIGEN folgt die endgültige Präzisierung von höchster Schärfe: ANKNÖPFEN. Die anfänglich blasse Lokalisierung „DER FÜRST VOR IHM“ (*face to face?*) erweist sich als Beinanderstehen des Fürsten und Mouchas HINTER dem Fürsten. Die Gegensätze „VOR“ x „HINTEN“ schaffen so eine horizontale Perspektive. Das Verb („KNÖPFT“) modelliert eine annähernd horizontale Linie, die sich durch eine noch unentschiedene Tendenz auszeichnet: durch Spannung, die sich entweder in der Annäherung steigern, oder in der Entfernung lockern, lösen kann. Der wie im Fadenkreuz eines Fernglases blitzartig scharf anvisierte, für einen Moment nahezu gestochene Punkt (KNOPF) bringt die Richtung wieder in die Schwebelage (das Runde als die erste Konnotation der Knopfform!). Die Ausdehnung ist aber schließlich in Form einer Vertikale („HOSENTRÄGER“) denkbar und fixierbar. Durch das endgesetzte „AN“ wird das Bild nun endgültig festgestellt, festgemacht. Die ganze Szene läßt sich nur mit höchster Anspannung verfolgen: es ist, als stünde der Kammerdiener ziemlich dicht hinter dem Fürsten, so daß sich die Handlung vielmehr denken<sup>21</sup> als unmittelbar sehen läßt. Eine ziemlich

21 Vielleicht holt der Zuschauer die Szene aber nur aus dem Gedächtnis (vgl. zahlreiche Zeitanangaben bei den vorhergehenden Fernaufnahmen der Toilette) oder ergänzt aus dem Gedächtnis Segmente der im Augenblick nicht scharf genug beobachteten Handlung. Denn wenn man Kleinigkeiten (Knöpfe beim Anknöpfen) sehen sollte, müßte auch ihre Farbe aus dieser Nähe ziemlich genau erfaßt werden. In einer Erinnerung sind die Farben aber meistens 'verblaßt', es werden auch normalerweise eher Handlungen als Gegenstände erinnert. Außerdem wird im Text ein größerer Gegenstand („HOSENTRÄGER“) mitgesetzt, dessen Farbe aus einer größeren Entfernung zu sehen wäre als die der Knöpfe. Diese werden übrigens nicht scharf genug anvisiert, nämlich als Gegenstand (Substantiv), sondern nur als Kontinuum (Verb). Letzterer Umstand spräche noch stärker für eine ziemlich genaue Bestimmung des zeitlichen Moments als für die räumliche Peilung des Blicks.

Eine Analogie läßt sich wiederum — trotz aller Unterschiedlichkeit — bei J. Paul erkennen. Dieser kontrastiert das Kolorit der Empfindung mit der diffusen Einfarbigkeit der Phantasie („Die Empfindung stellt mit dem Kolorit der Schmelz- oder Musivmalerei zum Beispiel einen Menschen vor mich, die Phantasie that's mit der Blässe der schwarzen Kunst oder /in einem Dichter/ mit aqua tinta. Daß beide sich bloß im Kolorit unterscheiden, sieht man am meisten dann, wenn die Lebhaftigkeit der Phantasie diesen Unterschied der Farbengebung aufhebt — ich meine im hitzigen Fieber, wo der bleiche Leichnam /ich meine die Vorstellung von einem Menschen/ in dem Kopfe mit so viel Lebensgeistern und Blut ausgespritzt wird, daß ihn der Fieberkranke wirklich als einen Lebendigen außer seinem Kopfe zu erblicken meint; und dann sieht die Vorstellung so lebhaft und ganz so aus wie eine Empfindung.“ — Eine Nähe der Empfindung zur Phantasiearbeit andererseits liegt darin begründet, daß Empfindungen, wie von Kant erwiesen, nicht empfangen, sondern „nach und mit einer

dunkle Sache also, bei der eine gleichsam Cartesianische *res cogitans* zu *res extensa* wird, worauf die Rückverwandlung folgt. Freilich alles nur in der Imagination! Und es ist eine Identität, Identifizierung ohne leibliche Penetration. Das Dunkle<sup>22</sup> betrifft den Knoten, in dem die Simultaneität und die Sukzessivität zu einem neuen, kaum denkbaren, noch weniger entwirrbaren und darstellbaren Zugleichsein verschlungen sind. Das eigentliche Geheimnis ist in der ironischen Form des auktorialen Arrangements, das den Betrachtenden ‚hinters Licht‘ führen will, d.h. nicht so sehr in der bloßen Setzung des abgedroschenen Wortes „GEHEIMNIS“ zu suchen; vielleicht deshalb weniger das Geheimnis (*mysterium*) als ein Rätsel (*secretum*), welche Konnotation der geschlossene Raum („ANKLEIDEZIMMER“, „KAMMERDIENER“) hervorrufen könnte. Die J.Paulsche extensionale „Bahn des Blicks“, die das Wesen der „optischen“, „mathematischen“ Erhabenheit ausmacht, wird durch die Dichte des Stehens, das Dunkle, die intensionale Blendung des „zugedrückte[n] Auge[s]“ an der Fortsetzung des Gegenstandes als einem Bild der Unendlichkeit gehindert (vgl. aber Anm. 21).

Das völlig neue Element (HOSENTRÄGER), das — im Unterschied zu anderen Elementen — nicht einmal synonym oder sonst versteckt im Text frequentiert, und die zuerst beschriebenen Verfahren der Aussparung von Erscheinungen in einzelnen Sequenzen wie das später beschriebene Verfahren der höchstmöglichen Fokussierung führen zu der sich verinnernden Deixis. Der Außenraum und die Figur dürfen in der Schilderung ausgespart werden, weil wir ihre Text-Vergangenheit im Gedächtnis behalten oder uns daran bei der vertiefenden Rückschau in den Text erinnern. Nach der Einbildung des Gesehenen, der Festigung eines konkretisierten dynamischen Schemas können also frische Elemente, auch Kleinigkeiten eingeführt werden, das Vorherige läßt sich hinzudenken. Das J. Paulsche Zeigen des Sehens hieße, die Bewegung, die Aktualisierung der Einbildungskraft an ihren konkreten Akten aufzuzeigen. War das „Einkleiden“ bei J. Paul als Beispiel einer äußeren Bewegung bestimmt, so verknotete Kassner 1) das Prinzip dieser äußeren Bewegung mit 2) dem Prinzip der inneren Bewegung, noch präziser: mit dem Prinzip der zunehmenden Nähe, und, indem er diese Szene noch 3) mit dem Prinzip des Wechsels von patheti-

---

unbegreiflichen plastischen Form in uns“ als „innere Bilder“ erzeugt werden. /J. Paul V 185-186/). Gedächtnis sei dabei „nur eine eingeschränkte Phantasie“, Erinnerung sei „nicht die bloße Wahrnehmung der Identität zweier Bilder, sondern sie ist die Wahrnehmung der Verschiedenheit des räumlichen und zeitlichen Verhältnisses gleicher Bilder.“ (J. Paul V 185). Erfahren bereits J. Paulsche metatextuelle Ausführungen als Bestandteil eines Traktats in Form eines metaphorischen Fleischbrühe-Extrakts („Jus de tablette“) durch Einfügung in ein belletristisches Werk eine mehrfache Schichtung, so ist die Schichtung im *Spiegel*-Gleichnis verkappter, unübersichtlich und nahezu unentwirrbar, so daß sich die Ankleide-szene auch nur unter größten Schwierigkeiten denken läßt. Die allgegenwärtige Tendenz zur Verunsinnlichung durchwaltet paradoxerweise auch diese konkreteste Sequenz des Textes.

scher Anspannung und humoristischer Abspannung<sup>23</sup> koppelte, potenzierte er die Bewegung zum Äußersten. Dieses Ankleiden ist also zugleich metasprachlich als Textgestaltung und rhetorische Ornatisierung des Textes zu verstehen. Läßt sich der Zuschauer (Leser) von der Anschauung fesseln, versäumt er diese „**Schürzung des Knotens**“<sup>24</sup> (Lausberg § 52 b) und bringt sich um die Freude der Komplizenschaft an dieser Taschenspielererei.

In das Prinzip der Gegensätzlichkeit, der spiegelhaften Verkehrung fügt sich auch der **Gebrauch der zunehmenden Ferne, der hinwegtretenden Nähe** ein, ein Verfahren, das J. Paul zwar nicht ausformulierte, Kassner aber, wohl der Symmetrie der Spiegelung wegen, faktisch geltend machte.

Im ersten Satz des Comparatums sieht Gott noch dem Menschen ähnlich: „WESEN“ unter anderen Wesen, das sich personifiziert „**AUF DEN GRUND SIEHT**“. Die entgegengesetzte Unterschiedenheit „als EINZIGES VON ALLEN WESEN“ wird aber gleichzeitig versprachlicht, im folgenden scheinen sich seine Bezeichnungen in einer fast mystischen Entrückung „**GOTT**“ → „**VOLLKOMMENHEIT**“ → „**DARIN**“ zu entfernen. In der verkehrten Spiegelung entfernt sich aber auch sein Ebenbild: „**DER FÜRST UND WIR ALLE**“ →

23 S. den Abschnitt dieser Studie über die komische Individuation.

24 Esoterisch, nämlich a u c h rhetorisch bzw. poetologisch, ist Kassners Vorliebe für Knoten (Kensik 212) zu deuten. Er legt sein Bekenntnis zu den Knoten etwa durch Onkel Hammond als Sprachrohr vor: „[...] einen Knoten gut machen, dazu gehört Kunst, ebensoviel wie ihn aufzulösen.“ (SW III 161), das Wort „Kunst“ als praktische Fertigkeit, mit L. Sternes Geschicktheit etwa, ins Musische hinüberspielend.

Angesprochen wurde die Poetik des Knotens außerdem auch bei Nietzsche und Herder, zwei Autoren also, die zu Kassners Lektüre zählten und von ihm des öfteren zitiert wurden. Nietzsche ironisiert dabei die aus dem schöpferischen Akt hervorgegangene Textur: „Am Webstuhl. — Den Wenigen, welche eine Freude daran haben, den Knoten der Dinge zu lösen und sein Gewebe aufzutrennen, arbeiten Viele entgegen (zum Beispiel Künstler und Frauen), ihn immer wieder neu zu knüpfen und zu verwickeln und so das Begriffene in's Unbegriffene, womöglich Unbegriffliche umzubilden. [...]“ (Nietzsche II 393). Herder verwendet in den *Ideen* die Metapher des Knotens wiederum direkt für die Einbildungskraft (Phantasie): „Überhaupt ist die Phantasie noch die unerforscheste und vielleicht die unerforschlichste aller menschlichen Seelenkräfte: denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven zusammenhangt, wie so viel wunderbare Krankheiten zeigen: so scheint sie nicht nur das Band und die Grundlage aller feineren Seelenkräfte, sondern auch der Knote des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper zu sein, gleichsam die sprossende Blüte der ganzen sinnlichen Organisation zum weitem Gebrauch der denkenden Kräfte.“ (Herder 1989 302 — Hervorh. RKop). In diesem wie manch einem anderen Punkt berühren sich Herders Kapitel über die Einbildungskraft mit Kassners *Gleichnis vom gordischen Knoten* (SW IX 679-688), in welchem Gordios, den Knoten knüpfend, seine Seele hineingewunden habe (Ibid. 684) und die Lösung des Knotens auf dreierlei Art: vom Körper, von der Seele, vom Geist her versucht werden könne. (Die Metapher eines „metaphysischen Knotens“ zwischen Körper und Seele kommt auch bei Kant / *Träume eines Geistersehers*/ vor.)

Wird die Dichtkunst als Exerzitium der zwischen Sinnlichkeit und Verstand vermittelnden Einbildungskraft aufgefaßt, so läßt sich dann die daraus resultierende Schwerverständlichkeit nicht ohne weiteres als Mangel an ästhetischem Wert veranschlagen.

„WIR [...] ALLE ZUSAMMEN“ → „UNS“ → „DER MENSCH“. Der Fürst als Repräsentant Gottes auf Erden taucht in der Kollektivität unter, aus der Kollektivität aber taucht der „Mensch“ als jedermann auf. Die strenge, starre Symmetrie des Spiegels wird, wie in anderen Fällen und Modalitäten (etwa Paronomasie, Antonymie) gebrochen: nach dem entmaterialisierten Spiegel verschwindet der „Wandspiegel“ — zumindest als Wort — eben nicht: das Verschwinden wäre auch als eine Figur der metaphorischen Präterition zu deuten.

### 3

Unter die Darstellungsweisen der Menschengestalt ist die „**komische Individuation**“ (J. Paul § 32) einzuordnen. Auch hier lassen sich Berührungspunkte zwischen der J. Paulschen Theorie und Kassners Praxis beobachten. Diese betreffen vor allem die A) Darstellung der Person selbst mit der **Satellitisierung Aa)** und **anderen Sonderformen Ab, B)** den **Gebrauch von Pronomina** und C) die **Namengebung**.

Ad Aa) Es mutet die Beschreibung des Fürsten und die Gottes etwas „merkwürdig“, komisch an. Bei dem Fürsten wird das Äußere von recht privater Seite geschildert, der sonderbar personifizierte Gott läßt sich bei seinem Werk, dem Sehen, auch ein bißchen zusehen, obwohl die Einzigartigkeit seiner Schau dies eigentlich ausschließen sollte. Auch an Moucha wird das Äußere möglicherweise sichtbar, man sieht ihm wohl sein physisches Alter an und man sieht die Lakaienlivree. (Wenn man es ihm vielleicht auch ein bißchen an-sehen wie ankleiden, d.h. an-imaginieren muß, weil er erst nur in der indirekten Rede verfertigt, konfektioniert wird und mit dem Alter in der Erinnerung der sprechenden Person implizit vorerst die „Treue“ mitgemeint sein mag.) Der Fürst und Gott erscheinen im Text gewissermaßen als Satelliten des Menschen (Dieners). Man muß nur die Bedeutung der Herschelschen Entdeckung in ihrem vollem Umfang, d.h. in ihrer Übertragung auf das soziol-theologische Verhältnis Herr — Knecht, als gegenseitige Satellitierung, erfassen. Auch der Mittelpunkt des Planetensystems ist in Bewegung begriffen und steuert auf ein konkret bestimmtes Sternchen zu. Die Astronomie mit ihrer Feststellung der Doppelbewegung ist mit der theologischen Relativierung des Schöpfers und des Geschöpfes durch die Inkarnation in Bezug zu setzen. Auf diese Weise wird eine neue Stilistik der Darstellung<sup>25</sup> begründet. Dieser Sachverhalt ist um so verwirrender,

25

Die astronomischen Metaphern verwertet J. Paul zur sittlichen Bestimmung der Romancharaktere. Die Aufgabe der Dichtkunst bestehe im Ausmessen von erreichten Abweichungen bei dieser sittlich himmlischen Revolution der Körper. (J. Paul § 60). Die Herschelschen Theorien werden bei J. Paul in diesem Zusammenhang allerdings nicht genannt.

Die sprachliche Katachrese bei Kassner wurde als textinterner Lesehinweis zur „Aufmerksamkeit in hohem Maße“ funktionalisiert, damit der Rezipient auch feinere Verschiebungen erfäßt, welches Verfahren in dem anfangs erwähnten J. Paulschen Herschelzitat auf den Bereich der Stilistik Anwendung findet. Wenn man durch die Katachrese zur auffälligen Neuperspektivierung vorbereitet ist, findet man auch im Nichtanormalen, an -



als es zuerst scheinen mag, daß die Satellitisierung einseitig verläuft. Denn der Diener ist es, der in der primären Beschreibung des Comparandums UM seinen Herrn HERUM steht, und weniger deutlich, sichtbar, ist die Satellitenlage im Comparatum. In der Dimension des letzteren wird auf Lokalisatoren, auf eine Lokalisierung verzichtet. Gott als der Bildlose schlechthin wird hier in Personifikation wohl der versammelten zuschauenden Menge gegenübergestellt, und das Beieinander der Masse ist ziemlich schwer zu beobachten<sup>26</sup>.

Die **stilistische Satellitisierung** nimmt prinzipiell auf zwei Weisen Form an: 1) **quantitativ**, 1a) durch die unterschiedliche **Häufigkeit der grammatischen Subjekte** (13 mal für den Diener, 3 mal für den Adeligen) 1b) durch den unterschiedlich ausfallenden Umfang der Personbeschreibung 2) **qualitativ**. Die **qualitative** Darstellungsstilisierung wird verwirklicht: 2a) durch den **graduellen Unterschied der Schärfe bzw. der Anschaulichkeit der Personenbeschreibungen**, 2b) durch die **Art der Darstellung**. Der Häufigkeit (1a) und dem Umfang (1b) nach ist der Diener im Comparandum präsenter als der Fürst, und im Comparatum der Mensch (an der Zahl der grammatischen Subjekte gemessen) präsenter als Gott. Vergleicht man die ‚Menschlichkeit‘ (Fürst und sein Diener) des Comparandums mit der ‚Göttlichkeit‘ des Comparatums, sieht das Verhältnis ähnlich aus. Was die Art der Darstellung (2b) anbelangt, tritt der FÜRST in der Grammatikalisierung als Attribut des KAMMERDIENERS oder als Objekt seiner Tätigkeit in Erscheinung. „GOTT“ erfährt in menschlicher Setzung eine **Hominisierung**, als Apellativierung und Personifikation („WESEN“) zugleich. Worin liegt aber das Besondere, das Unernsteste dieser Personifikation, da es nach J. Paul „ü b e r Erhabene und Höhen keine Erhebung“ gebe, „sondern nur eine z u ihnen“ (§ 39)? — Die Kassnersche Personifikation figuriert hier auf eine besondere Weise den J. Paulschen „**Syllogismus der Empfindung**“ (§ 28), der „durch die Täuschung oder Unterschiebung eines absichtlichen Verbindens“ zustandekommt. Im „**Brennpunkte der Empfindung**“ schmelzen alle Lustelemente „(wie die Bestandteile des Glases) zu einem dichten durchsichtigen Gusse.“ (§ 30) Die Erzeugung des Lächerlichen, „eines sinnlich angeschauten

---

scheinend Regelmäßigen Änderungen. Diese Funktion der Herschelschen Entdeckung spielte eine große Rolle auch in der Astronomie selbst: „Die Verschiebung der Sehweise, die es den Astronomen möglich machte, den Planeten Uranus zu sehen, scheint aber nicht nur die Wahrnehmung des vorher bereits beobachteten Objekts berührt zu haben. Ihre Folgen reichten viel weiter. [...] man darf annehmen, daß die von Herschel erzwungene geringfügige Paradigmaveränderung dazu beigetragen hat, die Astronomen für die [...] Entdeckung der zahlreichen kleineren Planeten oder Asteroiden vorzubereiten. Wegen ihrer geringen Größe zeigten sie nicht die anomalen Ausmaße, die Herschel wachsam gemacht haben.“ (Kuhn 128 — Hervorh. Rkop). Auch wenn man die astronomisierende Lesart bei der Deutung der konkreten Stelle im *Spiegel*-Gleichnis fallen läßt, bleibt der hermeneutische Effekt im allgemeinen bestehen, da es sich um eine Gedankenkomplizenschaft mit dem Autor, um „paradoxe Mittel“, „Gedankenpointen“, „Wort-Pointen“, einfach um „*acutum dicendi genus*“ (Lausberg § 166,6) handelt.

<sup>26</sup> „ZUSAMMEN“ bedeutete ursprünglich, etymologisch nicht nur ‚gemeinsam‘, ‚miteinander‘, sondern eben auch ‚beieinander‘ (Pfeifer 1627).

zustandekommt. Im „Brennpunkte der Empfindung“ schmelzen alle Lustelemente „(wie die Bestandteile des Glases) zu einem dichten durchsichtigen Guss.“ (§ 30) Die Erzeugung des Lächerlichen, „eines sinnlich angeschauten unendlichen Unverstandes“, bedarf einer Mischung des Geistigen und des Sinnlichen. Weder etwas Sinnliches noch etwas Geistiges (selbst wenn es „der reine Irrtum oder „die reine Verstandeslosigkeit“ wären) seien aber, jedes für sich genommen<sup>27</sup>, lächerlich. Damit der Verstand eine Empfindung erwecke, müsse eine Inkongruenz vorliegen, müsse er „sinnlich angeschaut werden in einer Handlung oder in einem Zustande, und das ist nur möglich, wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder die Lage als Widerspiel die Meinung desselben darstellt und Lügen straft“ (§ 28), wenn die „Verstandestotalität“ (§ 30) „schmerzliche Unterbrechung“<sup>28</sup> erleide. Der Irrtum müsse sich „durch ein Bestreben, durch eine Handlung offenbaren können“; so werde uns „derselbe Götzendienst, bei welchem wir als bloßer Vorstellung ernsthaft bleiben, lächerlich werden, wenn wir ihn üben sehen.“ Das Komische wie das Erhabene wohne nie im Objekt, sondern im Subjekt. Ein Mensch wird lächerlich gemacht, indem „wir“ [...] „s e i n e m Bestreben u n s e r e Einsicht und Ansicht“ leihen und „durch einen solchen Widerspruch die unendliche Ungereimtheit“ erzeugen. Als „der Mittler zwischen Innerm und Äußerm“ tritt die Phantasie auf. 1) Das Leihen könne ein „personifizierendes, anthropomorphotisches“ (bei den „k l ü g e r n Tiere[n]“) sein. 2) Niemand

---

27 Die Personifikation Gottes im *Spiegel*-Gleichnis ist eine Reminiszenz an ein in Kassners *Ceuvre* mehrmals vorkommendes Meister Eckehart-Zitat (SW VI 419; VIII 243; X 465), das nur die mittelalterliche „*reflexio completa*“, den reinen Geist als vollkommenen Widersehen (Balthasar 1998 163), zum Gegenstand der Beschreibung hat. Die Funktionalisierung des Kryptozitats wird durch den Kontext mitbestimmt. (Die Eckehart-Stelle wurde von den Herausgebern der *Sämtliche[n] Werke* ermittelt.)

28 Der semantisch variable Begriff der „Unterbrechung“ gibt den Tenor von Kassners Einführung zu Laurence Sternes Buch „*Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys*“ (SW IV 251-265, auch: Sterne X-XIX) ab. Kassner erwähnt nicht nur die mit Rücksicht auf J. Lockes Zeitverständnis von Sterne selbst thematisierte Unterbrechung als Erzählstrategie, sondern nach Kassner unterbrechen in Sternes Roman auch die Lehre und der Mensch einander. Zur Übereinstimmung zwischen Mensch und Sache, zur Identität, zum Heldischen zählten Trismegistus, die Logik des Aristoteles, die Scholastik des Thomas von Aquin, die Rhetorik etc., kurz alles Lieblingsgegenstände des Vaters Shandy. Die „Unterbrechung“ aber steht in Verbindung mit dem vergeistigten Humor. Im Roman handle es sich vornehmlich um „das Ende der alten Identitätswelt und „das Aufkommen einer neuen“, für welche letztere Namen wie Kolumbus, Kopernikus, Descartes stünden. „Wird seit Descartes das Sein nicht stets vom Denken ‚unterbrochen‘?“ fragt Sternes Übersetzer Kassner (SW IV 256-260, Sterne X-XIV), bei dem dieses Wort samt dessen Synonymen bzw. Synonymisierungen auch sonst häufig frequentiert.

Aus diesem Dreieck Jean Paul — Sterne — Kassner scheint die Poetik der kontextuellen Überschattung des Meister Eckehart-Zitats als einer klassischen theologischen Aussage (s. vorangegangene Anmerkung) durch die Kassnersche Ironie im Gefolge der Kantischen rational-theologischen Kritik der Anthromorphismen Gottes (s. Anm. 29) im *Spiegel*-Gleichnis wohl besser erklärlich zu sein.

ALLEN WESEN SICH SELBER AUF DEN GRUND SIEHT“. Nach J. Paul gilt in diesem Zusammenhang ferner, daß das Lächerliche mit dem Verstande der lächerlichen Person wachse, d.h. die Erwartung einer lächerlichen Situation muß minimalisiert werden, und die Überraschung heftig sein. — „Unter dem Lachen fühlt man weniger sich gehoben [...] als den andern vertieft.“ (J. Paul § 30). Der J. Paulsche Kontrast von Tiefe und Höhe könnte im *Spiegel*-Gleichnis als Entzweiung in Ernst und Parodie erscheinen, wenn man die Vertiefung als bildhafte gedankliche Versunkenheit Gottes annimmt.

Ad 2) An Zuhörern und Zuschauern fehlt es nicht, sie kommen in Mehrzahl („MAN“, „UNSERE AUFMERKSAMKEIT“ „WIR“) vor und werden vielleicht sogar ‚tätlich‘: — „WAS GESCHIEHT NUN, WENN WIR AN DIE STELLE DES FÜRSTEN GOTT [...] SETZEN?“<sup>29</sup> Ad 3) Lächerliche Umstände werden durch leisen Anflug von mehreren verstreuten und recht unauffälligen Elementen angedichtet.<sup>30</sup> Außerdem ist die Aufmerksamkeit des Rezipienten noch unmittelbar mit der komischen Ankleidungsszene beschäftigt, deren Schärfe ihn verführt, „den Vorzug der sinnlichen Anschaulichkeit“ der neuen komischen Szene schärfer ins Visier zu nehmen als den vordergründig gemeinten geistigen Inhalt. Der Rezipient mußte das auktoriale Arrangement im *Spiegel*-Gleichnis bis zu einem gewissen Grade ‚naiv-gläubig‘ nachvollziehen und kann sich dieser vom Autor absichtlich provozierten Täuschung je nach seinem Vermögen, auf die Schliche des Autors zu kommen, bewußt werden. „Das Lächerliche ist ja nur ein v o n und i n uns selber geworfener Schein“ (J. Paul § 30). Im gegebenen Falle ist aber die menschliche Subjektivierung bedenklich, weil sie zeigt, daß die Botschaft aus der Aussageweise nicht herauszuschälen ist, daß die Aussageweise umgekehrt die Botschaft selber ist, Selbstmitteilung ohne überprüfbare intentionale Transzendenz. „Die Täuschung des komischen Stellenwechsels“ sei nach J. Paul immer steigerungsfähig: „und noch über einen Engel ist zu lachen, wenn man der Erzengel ist“ (J. Paul § 30 — Hervorh. RKop). Kassner extremisierte, verabsolutierte die J. Paulsche Position durch die Einsetzung Gottes in diese Konstellation und warf im Überstiege manche von dessen Kategorisierungen des auf den menschlichen Bereich angewandten Lächerlichen (subjektiver, objektiver Kontrast usw.) einfach um. Sollte aber die Gewißheit von der absoluten Erkenntnis Gottes im *circulus vitiosus* der menschlichen Erkenntnis gefangen bleiben, würde durch den Verlust der transzendentalen Garantie die Gewißheit der menschlichen Erkenntnis selbst erschüttert. „Das Lächerliche bleibt [...] ewig im Gefolge der geistigen Endlichkeit“ (J. Paul § 30). Soll man sich aber nach J. Paul in „einen fremden [:menschlichen] Finger versetzen“ (§ 30), so sollte man sich im *Spiegel*-Gleichnis wohl gleich in das göttliche selbstbespiegelnde Auge versetzen, das

29 Das Passivum sei „komischer“ als das Aktivum (J. Paul § 28, Anm. 1). Analog dazu müßte das erleidende Objekt komischer sein als das tätliche Subjekt.

30 Durch das hintergründige Wort „GRUND“ wird der Rezipient an das kindische Sichgehenlassen Mouchas erinnert, Gott wird gleichsam philosophisch-schulmeisterlich manipuliert, versetzt wie ein Kind, gegen Gott steht das Kind, kleiner als andere Personen etc.

Lächerliche müßte dem zugespitzten Grotesken weichen. Es wäre wahrlich ein unheimliches Geschäft („UNHEIMLICH“).<sup>31</sup> Aber vielleicht bliebe am Ende für denjenigen, der im Selbstüberstieg „schon sein zweites Ich geworden“ (J.Paul § 28; Kassner: „EIN ANDERER“) und der seinen früheren Unverstand betrachtet (bei Kassner könne er „NICHT MEHR ER SELBER BLEIBEN“), doch der J. Paulsche „Reiz der Unentschiedenheit, das Kitzeln des Wechsels zwischen scheinbarer Unlust (an dem Minimum des fremden Verstandes) und zwischen der eignen Lust der Einsicht“ (J.Paul § 30).

In diesem wie anderen Fällen handelt es sich um eine **gegenseitige stilistische Satellitisierung**. So ist der Herr im Comparandum unsichtbar, hauchhaft auch in der Rede der Erzählinstanz, in einem „Geist des Gleichnisses“<sup>32</sup> zugegen, dessen konjunktivischer Sprechstil die Gedanken des Fürsten („ES LIESSE SICH DENKEN“) in einer *sermocinatio*<sup>33</sup> einzufangen weiß. Die

---

31 Ein Unterfangen der negativen, apophatischen Theologie nämlich. Kassners ikonoklastische Entlarvung der Personifikation Gottes erfüllt damit die Aufgabe, die der spekulativen Vernunft bezüglich der Anthropomorphismen als „Versinnlichung jener reinen Vernunftideen“ von I. Kant zugewiesen wurde: ‚Gott‘ als bloß reiner Vernunftbegriff, für den sich „keine korrespondierende Anschauung, mithin, auf dem theoretischen Wege, keine objektive Realität finden läßt [...]“, wird Kant zufolge „durchs praktische Gesetz“ als „objektive Realität“ postuliert. Diese „Erweiterung der theoretischen Vernunft“ sei zwar „keine Erweiterung der Spekulation“, „keine Erweiterung der Erkenntnis von gegebenen übersinnlichen Gegebenheiten“, die Vernunft soll aber dennoch nicht brachliegen: „Ist [...] die Vernunft einmal im Besitze dieses Zuwachses, so wird sie, als spekulative Vernunft, (eigentlich nur zur Sicherung ihres praktischen Gebrauchs) negativ, d.i. nicht erweiternd, sondern läuternd; mit jenen Ideen [ : Freiheit, Unsterblichkeit, Gott ] zu Werke gehen, um einerseits den Anthropomorphismus als den Quell der Superstition, oder scheinbare Erweiterung jener Begriffe durch vermeinte Erfahrung, andererseits den Fanatismus, der sie durch übersinnliche Anschauung oder dergleichen Gefühle verspricht, abzuhalten [...]“ (Kant 1983 161-163 — Hervorh. RKop). Die Kantische „transzendente Theologie“ („Theologie der Vernunft“, „theologia rationalis“) beweist durch den negativen Gebrauch, durch „unaufhörliche Zensur einer durch Sinnlichkeit oft genug getäuschten und mit ihren eigenen Ideen nicht immer einstimmigen Vernunft“, ihre Unentbehrlichkeit, wiewohl andererseits ihre Unzulänglichkeit in bezug auf „die Erkenntnis des Urwesens“ (Gottes) im positiven Sinne festgestellt wird (Kant 663-672). Über Anthropomorphismen des Begriffs Gott im besonderen siehe auch andere Stellen (Kant 671, 715). Die Infragestellung des Eckehart-Zitats durch Kassner läßt sich gewiß als angetretenes geistiges Erbe des Königsbergers deuten: „Auf dem Standpunkt der alten Metaphysik wurde angenommen, daß wenn das Erkennen in Widersprüche gerathe, so sey dieses nur eine zufällige Verirrung und beruhe auf einem subjektiven Fehler im Schließen und Raisonniren. Nach Kant hingegen liegt es in der Natur des Denkens selbst in Widersprüche (Antinomien) zu verfallen, wenn dasselbe das Unendliche erkennen will.“ (Hegel 317). Ein stringenter Nachweis für Kassners literarische Übertragung von Kants Gedankengängen wird wohl aber erst durch Erwägungen über die ebenso parodistisch anmutende Fortführung der Kantischen Fragestellung der Personalität erbracht (im Abschnitt dieses Beitrags über die Feinheit).

32 Um einen T. Mannschen Ausdruck abzuändern.

33 Näheres zu der ironischen Figur im Abschnitt dieses Beitrags über die Feinheit (*sermocinatio* in bezug auf die Redeweise des Kammerdieners).

Rede gleitet von einem als gedacht imaginierten Duzen<sup>34</sup> („DU“), über eine gleichsam seufzende Subjektivierung („SO WÜRDE ALLES SEHR EINFACH [...] SEIN“, „KEIN WORT MEHR DARÜBER [...]“) und eine gleichsam verdächtigende Gipfelung („SO EIN KAMMERDIENER [...]“), bis sich die Außen- und die Innenperspektive schließlich trennen, indem der in den Gedankengängen des Fürsten imaginierte Kammerdiener dessen Gedanken verläßt („UND MOUCHA STEHT UM SEINEN HERRN [...]“). Dieser Akt soll durch das bestätigende „SAGEN“ des Zuschauers („MAN“) endgültig an Evidenz gewinnen (sollte MAN es als textexterner Rezipient aufgrund der erwogenen Überanstrengung der Aufmerksamkeit noch nicht bemerkt haben).

Der Ausgleich zwischen Groß und Klein im *Spiegel*-Gleichnis ähnelt auf den ersten Blick der J. Paulschen „humoristische[n] Totalität“ (J. Paul § 32), doch eine eventuelle ‚Revolution‘, die ironische Dissimulation, resultiert für Kassner aus dem Paradox des verborgenen Gottes (SW IV 349); das Maß, die Inkommensurabilität von Ich und Du wird nicht aufgehoben, sondern bleibt aufrechterhalten. Die Revolution ist keine idealistische mit einer vernichtenden Gleichung von allem, wie sie J. Paul vielleicht bestimmt haben mochte (J. Paul § 32, 33, 54). Schließlich sagt J. Paul selbst: „Ein Mensch kann durch lauter Gleichmachen so leicht dahin kommen, daß er das Unähnliche vergißt, wie auch die Revolution beweist“ (§ 54). Die Übereinstimmungen zwischen beiden Autoren sind nichtsdestoweniger vielmehr in der konkreten Technisierung denn in weltanschaulichen Zuspitzungen zu finden.

Ad Ab) Der Begriff des **Humors**, des romantischen Komischen, wird bei J. Paul negativ, relativ als „ein auf das Unendliche angewandtes Endliche“ bestimmt, das bloß die „Unendlichkeit des Kontrastes gebäre“ (§ 31), mit anderen Worten: als „ein umgekehrtes Erhabene“ (§ 32), als „ein Exponent der angewandten Endlichkeit“ (§ 35), das Erhabene hingegen als „d a s a n g e w a n d t e U n e n d l i c h e“ (§ 27). Das Kassnersche Gleichnis mit Gott als Comparatum müßte notwendig eine negativ-theologisch fundierte poetische Minimierung als absolut kontrastierende Differenz herausfordern. Die „humoristische Sinnlichkeit“ bei J. Paul könne nie zu farbig werden, der „metamorphotische sinnliche Stil“ individualisiere „bis ins Kleinste, und wieder die Teile des Individualisierten“ (§ 35). Aus diesem Prinzip rührt eine Menge von Regeln des Humorisiertens her. Das Edle, der höhere Stil (der Griechen)

---

34 Diese Deutung schließt die mitgemeinte biblische Anspielung (*Spiegel* als Zehn Gebote Gottes) nicht aus. Auch könnte das Konjunktivische nicht nur das Gedanken-Duzen meinen, sondern als textinterner metasprachlicher Kommentar zum Fehlen eines Dienstspiegels, einer Dienstordnung („REGLEMENT“) und als Notwendigkeit aufgefaßt werden, es unter der Beibehaltung der Etikette dem Diener umständlich mit Verzicht auf Duzenkönnen selber sagen zu müssen: „Im engsten Kreise des herzoglichen Hofes pflegte man das *Du* — ein Zugehörigkeits-*Du* auf hoher sozialer Ebene.“ (Besch 98). Das Fehlen des *Du* wird bei K. andererseits mit der Vorliebe des Dilettanten für das Unentschiedene erklärt, wobei das *Du* aber die Hinwendung zur „Welt“, zum „Objekt“, zum „Material“ des künstlerischen Schaffens meint (SW III 41-42).

dränge nach Jean Paul zum Allgemeinen: 1) „die ewigen Teile<sup>35</sup> der Natur sind edler als die des Zufalls und des bürgerlichen Verhältnisses; z.B. Tigerflecke sind edel, Fettflecke nicht; [2] — der Teil wieder in Unterteile zerlegt, ist weniger edel, z.B. Kniescheibe statt Knie“ (§ 18 — Hervorh. u. Numerierung RKop). Kassner orientiert sich an mehreren Regeln. Bei ihm erscheint möglicherweise auch der fürstliche Podex („HINTEN“) als J. Paulsches „Unterteil“, evident aber „DIE HOSENTRÄGER“ als 1) Teile des „bürgerlichen Verhältnisses“. Vor diesen waren es im *Spiegel*-Gleichnis „OBERFLÄCHEN“ als 2) Unterteile, „BÄLGE VON DINGEN“, die wohl unedler als „HÄUTE“, „Teile der Natur“ sind. Als Fragmentierungssubregel gilt der Gebrauch der Zusammensetzung „WANDSPIEGEL“, die gewiß nicht in den „gebildeten Zirkeln“ der Franzosen vorkommen würde, da diese das allgemeine Wort („SPIEGEL“ statt „WANDSPIEGEL“) vorzögen (J. Paul § 18). Der J. Paulsche Ratschlag von „Zeitwörter[n] der Bewegung“ und einer „kurze[n] körperliche[n] Bewegung“ (§ 35)<sup>36</sup> Gebrauch zu machen, ließe sich auf das Ankleiden des Fürsten beziehen. Schließlich bringt die Hosenträger-Szene die J. Paulsche „humoristische **Abspannung**“ nach der „**pathetischen Anspannung**“ (§ 33) der hochsteigenden und unmerklich fast theologisierenden Rede von „**PERSÖNLICHKEIT**“ und „**GEHEIMNIS**“. Bereits die Situierung in das Ankleidezimmer schafft eine J. Paulsche komische Rahmung: „Zwischen vier Wänden sind die meisten Menschen Sonderlinge [...]“ (J. Paul § 34).<sup>37</sup> Durch diese Kombination der humoristischen Darstellung des Erhabenen mit dem Wechsel von pathetischer und humoristischer Situation wird im *Spiegel*-Gleichnis die Wirkung „der **doppelte[n] Niedrigkeit des Erhabenen**“ (J. Paul § 33) erzielt. Diese Nivellierung der sozialen Hierarchie zwischen Herr und Knecht als Ausdruck der Gleichheit aller Menschen vor Gott, dem eigentlichen Unendlichen, stellt im Text einen moderaten Übergang zu der divinatorischen Region des Comparatum her. Bei J. Paul ergibt sich diese Möglichkeit der künstlerisch ‚erniedrigenden‘ Darstellung, der Abstufung des Erhabenen aus seinem Verständnis des Erhabenen „nicht als eines Unendlichen, sondern als eines „Angewandten“ (J. Paul § 27- Hervorh. RKop), aus der Zeichenhaftigkeit des Erhabenen.<sup>38</sup>

- 
- 35 Sämtliche Fettbuchstaben und eingeklammerte Bezifferungen in J. Paul-Zitaten gehen auf den Verfasser dieses Beitrags zurück.
- 36 Von der nächsten Regel, „von Geld, Zahl und jeder Größe überall bestimmte Größe anzugeben, wo man sonst nur die unbestimmte erwartet“ (J. Paul § 35) muß Kassner nicht Gebrauch machen, da zumindest die Paarigkeit der Hosenträger konnotierbar ist.
- 37 Die Enge eines geschlossenen Raums wird von J. Paul in der *Auswahl aus des Teufels Papieren* gleichnishaft als Merkmal dieser Welt dargestellt: „Sie ist [...] die Kulissee und Anziehungstube für eine andere Welt, in der wir erst unsere Rollen nicht ohne Beifall machen. Sie ist eine dunkle Kammer (camera obscura) [...]“ (J. Paul 1927, 346 — Unterstr. RKop). Eine direkte Beeinflussung läßt sich allerdings nicht vermuten, auch blieben im Zitat die anderen „Gleichnisse“ („Sackgäßchen“, „Provinzialstadt“, „dunstvoller Hof“) ausgespart.
- 38 J. Paul polemisiert gegen „den [...] Kantischen Satz, „daß neben dem Erhabenen alles klein sei“ (§ 27). Der J. Paulsche Begriff der Erhabenheit bezieht den Menschen („sittliche oder

Ein Hilfsmittel der „**humoristischen Sinnlichkeit** (§ 35)“ sei nach J. Paul „**die Darstellung einer Menge**“ (§ 35), anders gesagt: eine deutliche materialisierende Quantifizierung im Vergleich zu dem Einen. Im *Spiegel*-Gleichnis erfährt diese Regel eine doppelte, stufenweise stark ausgeprägte Figuration: der personifizierte Gott sieht sich auf den Grund „**ALS EINZIGES VON ALLEN WESEN**“, d.h. trotz der Personifizierung und der in sich widersprüchlichen Kategorisierung bleibt seine Einzigartigkeit bestehen, auch deswegen, weil das Mengenmäßige grammatisch im abhängigen Attribut zum Ausdruck kommt. Im zweiten Beispiel wäre die Setzung des Kollektivs durch die Setzung des bereits vorher gebrauchten Gattungsbegriffs „**MENSCH**“ vermeidbar. Der Einzelne ist zwar noch in der Person des Fürsten da, die Menge okkupiert aber inzwischen bereits das Subjekt und das Prädikat. Im nächsten Satz verschwindet der Einzelne und die Kollektivierung greift um sich: „**WIR ALLE ZUSAMMEN**“. Nach diesem Vollzug der totalen Kollektivierung verschwindet schließlich die Menge als Subjekt und wird zum Objekt des Geschehens. Die Jean Paulsche Menge-Regel wird durch noch zwei bzw. drei Merkmale bereichert: „Menge, welche durch [1] das **Vorragen des Sinnlichen und der Körper** noch dazu [2] den lächerlichen **Schein der Maschinenhaftigkeit** erregt.“ (§ 35). Das Sinnliche wird in der Personifikation Gottes durch die Kontextualisierung konkreter. Die Versinnlichung nimmt zu: die verfremdete banale Redewendung „**WEIL WIR UNS ALLE NICHT AUF DEN GRUND KOMMEN**“ ist durch die vorherige Figuration sinnlicher, d.h. anschaulicher geworden. Außerdem modellieren die Verben SEHEN, „HABEN“, „KOMMEN“ fast unmerklich die „WESEN“, das „GESICHT“ heraus, versteht man, verglichen mit vorherigen mehr oder weniger chiffrierten Bemerkungen *ad spectatores*, den späteren Satz: „**ZUERST DER SPIEGEL UND DANN DAS GESICHT**“ als eine neue textinterne hermeneutische Intervention, die das Verständnis der so eben beschriebenen Prozesse ermöglichen soll und zugleich als ihre abschließende Besiegelung figuriert. Als nähme der Blick eine spiralförmig einkreisende Bahn, die sich vom reinen Sehen des geistig-materiellen Allgrunds ( $\infty$ ) über einen wie auch immer gearteten Spiegel (Spiegel als Metapher des Geistes? Ein materieller Gegenstand? Gehalten in der Hand? — „**WO IMMER**“!) auf eine durch das Artikelwort markierte Umrandung und Verfestigung („**EIN Spiegel**“ → **DER Spiegel**, „**EIN Gesicht**“ → **DAS Gesicht**) verengt. Der J. Paulsche „lächerliche Schein der Maschinenhaftigkeit“ läßt sich wohl auch hier aufspüren. Die kontextuelle Ambiguität und die Ambiguität des folgenden Satzes schließen dies nicht aus: „**DARUM HABEN WIR AUCH ALLE EIN GESICHT.**“<sup>39</sup> Möglicherweise ist

---

handelnde Erhabenheit“) mit ein und macht die Quantifizierung bzw. Hierarchisierung des Erhabenen möglich, wiewohl J. Paul an dieser Stelle gegen Kants „Erhabenheit der Unen-dlichkeit“, die Verengung des Begriffs auf die immer größere, nicht teilbare Natur, ausgerechnet unter Verwendung von Bildern der Natur ins Feld zieht. Näheres zu Kants Begriff des Erhabenen: (Kant § 29), (Kant 1943 § 68).

<sup>39</sup> Der Satz wäre aber auch noch anders lesbar: wenn wir nämlich das Wort „Gesicht“ als Vision, Zusammenschau verstehen. Dann ließe er sich mit einer anderen J. Paulschen Spiegel-

es ein gleiches oder sogar dasselbe. Es ist im *Spiegel*-Gleichnis nur von einem Spiegel als solchem die Rede: „WIR ALLE HABEN [...] NUR DARUM EINEN SPIEGEL (WO IMMER), WEIL WIR UNS [...] NICHT AUF DEN GRUND KOMMEN“. Aus einem beliebigen Spiegel („WO IMMER“) kommt dem Einzelnen das/ein Kollektivgesicht entgegen, nachdem der Versuch, den eigentlichen Spiegel („DER EINE SPIEGEL“), „DAS GEHEIMNIS DER PERSÖNLICHKEIT“ auszumachen, aufgegeben wurde. Diese gedankliche Linie dürfte durch den hörbaren/unerhörten Wechsel vom rhetorischen Schmuck und Pathos der mysteriösen Botschaft hin zu der salopp schneidigen Losung: „ZUERST DER SPIEGEL UND DANN DAS GESICHT.“ markiert sein. Der „FÜRST“ (der Vordere, *princeps!*) löste sich im Wörtchen „ZUERST“ auf. Vielleicht gibt es keine Persönlichkeit, Person, mehr<sup>40</sup>, nur den Spiegel als Vorbild, Muster für die anderen, einen Personenkult („UM DES SPIEGELS WILLEN“). Eine mögliche Lesart des Absatzes, dieser Logik folgend, wäre: es handle sich um ein ungeheures Kürzel für die Mitteilung von Gottverlassenheit und Verlust der menschlichen Individualität, von Massenrevolution und Totalitarismus. Der geschichtlich mitbedingte Unterschied zu J. Paul wäre der, daß an Stelle des Humors oder des Lächerlichen das „Groteske“<sup>41</sup> tritt. Der höchst komplexe Text birgt aber auch noch andere nachvollziehbare Lesarten.

Ad B) Auch J. Paulsche Sprachregelungen in bezug auf Pronomina verdienen eine Erwähnung. Im ersten Deutungsversuch (Kopřiva) stellte der Verfasser die Frage nach dem das Inkognito wählenden „MAN“, nach seinem Verhältnis zu dem nur eine Idee schärfer konturierten „WIR“ im *Spiegel*-Gleichnis. Eine Verständnishilfe bietet wieder J. Paul: „die höhere Geselligkeit vergißt sich oder das Ich, sie sagt [...] m a n statt i ch. [...] Denn je mehr Höflichkeit und Bildung, desto mehr Allgemeinheit, die [...] gern zu erraten schenkt [...]. Denn bis an den Thron und Thronhof steigt nur das Geistigste oder Allgemeinste; die Oefen, die

---

Metapher vergleichen, wenauch der merkwürdige Unterschied zwischen dem Kassnerschen „Gesicht“ und der J. Paulschen „Wahrheit“ nicht zu übersehen ist: „Wie keine köstlichste Organisation durch sich das Körperreich, so kann kein Mensch durch sich die Menschheit erschöpfen und vertreten; jeder ist ihr Teil und ihr Spiegel zugleich, keiner das Urbild des Spiegels; folglich — wie im rechten Kunstdialog nicht ein Sprecher, sondern alle zusammengenommen die Wahrheit haben und geben [...]“ (J. Paul § 60). (Die J. Paulsche Gegenüberstellung „Urbild“ — „Abbild“ /J. Paul, I. Programm § 4/ erinnert, nebenbei gesagt, wohl entfernt an die Kantische platonische Gegenüberstellung „urbildliche“ Natur / „natura archetypa“ / — „nachgebildete“ Natur / „natura ectypa“ /).

40 Im Nachwort zur 3. Ausgabe der „*Melancolia*“ (1952) schreibt K. über das „Leerwerden der Persönlichkeit“, die bereits um die Jahrhundertwende eingesetzt habe, und fragt, ob es ein Wunder sei, „daß aus diesem Fehlen [...] der beispiellose Diktator der Jahre danach“ erwacht sei (SW III 507).

41 Der Begriff wurde von Kassner im Hinblick auf kollektivistische Systeme des Totalitarismus bereits im Buch „*Zahl und Gesicht*“ (SW III 185-378) geprägt. Den Kassnerschen Aspekten des Grotesken, der Ordnung und des Systems, des Totalitarismus etc. wurde bei Dürrenmatt eine scharfsinnige Erörterung zuteil. Dürrenmatt bekennt sich in seinen schriftstellerischen Anfängen zur Faszination und Inspiration durch Kassners „Konzeption zu einer Ästhetik des Grotesken“ (Dürrenmatt 278) vor allem durch genanntes Buch.



ihn heizen, sind verkleidet und verkleiden wieder das Holz und die Kohlen; [...] unten liegt und kriecht die schwerfällige verkörperte Individuation der Hofküche [...]“ (J. Paul II 110 — Hervorh. RKop). Vielleicht aus ähnlichen Überlegungen bleibt der Name des Fürsten in Kassners *Spiegel*-Gleichnis mittels Asterisken ausgespart, während der Name des Dieners bald gesprächsweise fällt. Das Ich rief nämlich Gott vielleicht allzusehr in Erinnerung: „nichts störte vielleicht die gesellige Hofgleichheit und Freiheit mehr als z.B. ein Gott oder gar Gott; denn dessen Ebenbild litte, der Fürst.“ (J. Paul II 111). Wegen dieser „schöne[n] Endlichkeit und Sichtbarkeit“ der französischen Literatur (Ibid.) wurde in Kassners Text Gott eingeführt, weil es nach J. Paul „zwischen Wort und Idee keine Gleichung“ (J. Paul § 27) gibt, und Gott die Zweiheit des Gleichnisses generiert. Die Aussparung des Ich verdankt der *Spiegel*-Text wohl diesem J. Paulschen Versteckspiel, der pronominalen Indirektheit, die das Ich höchstens durch ein „WIR“ mitsetzt. Der J. Paulsche Deutsche, sollte er schon sein Ich „kühn“ anbringen, so tue er es im Falle, „da er's mit einem kleinern gatten kann; der Lyceumsdirektor sagt zum Gymnasiasten bescheiden w i r .“ (J. Paul § 34) Die Motivation dieses Sprachgebrauchs vermutet J. Paul im Vorbehaltensein dieses Pronomens für das göttliche Ich, woraus es sich in der „humoristische[n] Subjektivität“ ergibt, daß das Ich parodistisch heraustrete, die Fichtesche „Icherei und Selbstlauterei“ (§ 34)<sup>42</sup>. Im *Spiegel*-Gleichnis wird das ICH noch abschwächend durch das imaginierte „DU“ mitgesetzt, die penetranten Spitzen in der Anrede durch die konjunktivische Rahmung der betreffenden Aussage aber wieder abgebrochen.

Ad C) Als eine damit zusammenhängende **Strategie der Indirektheit** in bezug auf Personen wäre dann die **Namengebung** und der **Gebrauch von redenden Namen** zu nennen. Gegen die „britische Namensvetterschaft mit der Sache“ wird bei J. Paul polemisiert: „Aber ganz und gar nichts soll wieder kein Name<sup>43</sup> bedeuten, besonders da nach Leibniz doch alle Eigennamen ursprünglich allgemeine waren, sondern so recht in der Viertelsmitte soll er stehen, mehr mit Klängen als mit Silben soll er reden und viel sagen, ohne es zu nennen“ (§ 74). Taktisch heißt es nach J. Paul z.B. die Namen von unbedeutenden Personen zu vereinsilbigen, die von bedeutenden silbenmäßig zu iterativieren, den redenden Begriff durch semantisch intransparente Teile des Formativs zu verundeut-

<sup>42</sup> Zu der Fichteschen Ich-Setzung bei Kassner: SW VIII 435-436. Auch der zischende Selbstlaut „ch“ im „Gesicht des Wortes“ „Ich“ wird bei Kassner mit der Klanggestalt des Pronomens für die erste Person in anderen Sprachen verglichen (SW IV 505-507).

<sup>43</sup> Selbst der nicht gesetzte Name des Fürsten bereitet stillschweigend, graphisch die astronomisierende Katachrese vor. Der Asteriskus wird im philologischen Gebrauch normalerweise für eine nicht belegte, sondern eine erschlossene Stelle, für ungrammatische Ausdrücke, Anmerkungen oder Fußnoten verwendet. Früher wurde er auch für als schön oder bemerkenswert empfundene Stellen gesetzt. In der älteren Belletristik fand er sich als Zeichen der Diskretion ein, zur Erscheinungszeit des *Spiegel*-Gleichnisses dürfte diese Eigentümlichkeit aber vielmehr befremden. Daß es von Kassner wohl nicht völlig unbedacht gesetzt wurde, belegt Kassners Bemerkung, daß er „von allen zentralen Ideen [...] am liebsten in Anmerkungen, Noten, verborgen, am Ende des Buches reden“ möchte (Kensik 207).

lichen (Ibid.). Im Kassnerschen Text scheint dieses Verfahren durch die Wahl des geläufigen tschechischen Namens „MOUCHA“ für den Kammerdiener und die verweigerte Übersetzung ins Deutsche (‘Fliege’), Schwankungen im nicht-komisch-komischen Gebrauch dieses Namens innerhalb des Textes selbst und einen fast nur konnotierbaren Zusammenhang zwischen der Sache und dem Namen überstiegen zu sein.<sup>44</sup>

## 4

„Den ungeheuren Sprung vom Sinnlichen als Zeichen in das Unsinnliche als Bezeichnetes [...] vermittelt nur die Natur. [...] Allein die Bedingungen müssen zu finden sein, unter welchen ein sinnlicher Gegenstand zum geistigen Zeichen wird vorzugsweise vor einem anderen.“ (J. Paul § 27). Da der Spiegel im *Spiegel*-Gleichnis als ein zur Figuration des Materiellen und Immateriellen besonders geeignetes Zeichen auszumachen ist, kann das Springen, die **Retardierung**, deren sich beide Physiognomiker bedienen, im *Spiegel*-Gleichnis bis zum Äußersten gesteigert werden. Nur durch die Übung der denkenden Reflexion wie der Kontemplation des Angeschauten ließe sich die Antinomie zwischen einer möglichen exo- und esoterischen Lesart fruchtbar machen, was dem J. Paulschen **Polarisieren und Indifferenzieren** entspricht. „[...] der alte unheilbare Krebs der Philosophie kriecht hier rückwärts, daß sie nämlich auf dem entgegengesetzten Irrwege der gemeinen Leute, welche etwas zu **b e g r e i f e n** glauben, bloß weil sie es **a n s c h a u e n**, umgekehrt das **a n z u s c h a u e n** meint, was sie nur **d e n k t**. Beide Verwechslungen des Überschlagens mit dem Innestehen gehören bloß der Schnellwage einer entgegengesetzten Übung.“ (J. Paul, I. Teil, 36) In der „Phantasie“ [...] „gewinnen wir unsere Euridice durch Rückwärts- und verlieren sie durch Vorwärtsschauen.“ (J. Paul § 7). Wendet man Kensiks Hypothese vom Kassnerschen Spiegel als Metapher für die Kantische Metapher der transzendentalen Ideen („*focus imaginarius*“)<sup>45</sup> direkt auf das *Spiegel*-Gleichnis<sup>46</sup> an, so erhält man eine neue hermeneutische Figur, die das Prinzip der Retardierung noch anders textgrammatisch-philosophisch untermauert erscheinen läßt, weil dieser Kantische Spiegel dann gleichwohl unentbehrlich notwendig sei, „wenn wir außer den Gegenständen, die uns vor Augen sind, auch diejenigen zugleich sehen wollen, die weit davon uns im Rücken liegen, d.i. wenn wir, in unserem Falle, den Verstand über jede gegebene Erfahrung (den Teil der gesamten möglichen Erfahrung) hinaus, mithin auch zur größtmöglichen und äußersten Erweiterung abrichten wollen.“ (Kant 675 — Hervorhebung RKop). Das *Spiegel*-Gleichnis ist nämlich so angelegt, als sollten ‚absolute‘ Textgrenzen in beiden Richtungen überschritten werden: der Textanfang wird vom Pronominaladverb eröffnet, das zurück- wie vorausverweist. Das Textende verweist noch komplizierter vorwärts wie rückwärts. Als metapho-

44 Näheres zum Namen des Kammerdieners im ersten Deutungsversuch des Verfassers (Kopřiva).

45 (Kensik 1985, 14-16)

46 Spiegelhafte, rückwärtige semantische Bewegungen im *Spiegel*-Gleichnis wurden bereits in der ersten Deutung geortet.

rische Zusammenfassung („DIE SCHÖPFUNG“) ist es die spiegelhafte Entsprechung der textanfänglichen Pro-Form, nämlich als Trope des *verbum proprium*. Die „SCHÖPFUNG“ ist als Prozeß oder metonymisch als Ergebnis dieses Prozesses zu verstehen und in mehrfacher semantischer Brechung bis in Gott als den absoluten Textanfang vorzuverlegen, zurückzuverlegen.

Verstünde man außerdem die Kassnersche „STELLE“ als Metapher der Kantischen „lokale[n] Gemeinschaft“ („*communio spatii*“) und den Kassnerschen „VERKEHR“ als Metapher der Kantischen „dynamische[n] Gemeinschaft“ („*commercium*“ - beides Kant 291), so wäre man bei der „Apprehension des Manigfaltigen“, bei dem Problem der Simultaneität und der Sukzessivität der Wahrnehmung etc. (Kant 260–295) gelandet, was noch andere Perspektiven der „größtmöglichen und äußersten Erweiterung“ eröffnen würde, als diejenigen, die beim Vergleich mit J. Paul zu Anfang zu sehen wären.<sup>47</sup>

## 5

Als letzte zu untersuchende Gemeinsamkeit beim Vergleich zwischen J. Paul und R. Kassner war die Betrachtung der zeichenhaften **Feinheit** vorgesehen. Diese Art der Indirektheit erstreckt sich nicht nur auf die Darstellung der Personenfiguren, sondern auf den ganzen poetischen Gegenstand, den ganzen Text. Viele Beispiele wurden hier in ihrem ungeahnt qualitativ wie quantitativ reich strukturierten Aufeinanderbezogenensein bereits demonstriert. Die Feinheit als „**das Zeichen des Zeichens**“ (J. Paul § 48) ist bei Kassner totalisiert. Erstreckt sie sich bei J. Paul nur auf Zweideutigkeiten, die des niederen, gesellschaftlichen „unbildlichen Witzes“, nicht auf die Vieldeutigkeit der ästhetisch höchstwertigen „Bildungskraft“ der Individualitäten, ist sie als „Kürze der Geselligkeit“ also nur salonfähig, nur zum „Lob“ und „Tadel“ verwendbar, so scheint diese Jean Paulsche dialektische Feinheit ihrerseits wiederum in die Kassnersche Feinheit dialektisch eingeborgen zu sein. So ließe sich die kontextuelle

---

<sup>47</sup> Friedhelm Kemp hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er bemerkt: „Viele von Kassners Gleichnissen, Mythen, Parabeln und imaginären Porträts sind Modelle, in denen eine Denkmöglichkeit durchgespielt, ein Charakter konstruiert, eine Weltansicht entworfen wird. Entscheidend gegenüber den Modellen einer älteren oder jüngsten Kombinatorik ist hier, daß die Anschauung immer mit im Spiel bleibt; was für die Darstellung zur Folge hat, daß ein erzählerisches Element alles durchwaltet. Und doch ist Kassner kein eigentlich episches Temperament: er erzählt keine fortlaufenden Geschichten, erfindet keine spannungsreiche Handlung; er verknüpft Berichte, Anekdoten, Konjekturen zu Mustern, die eine These illustrieren, oder besser: die statt einer These etwas zeigen und einleuchtend machen sollen.“ (Kemp 177). Daß es trotz allem bei der Anschauung bleibt, verhindert zuletzt eine etwaige Allegorese. Die Bilder sind keine Abziehbilder. Im *Spiegel*-Gleichnis ist es etwa der Name des Kammerdieners, der sich als **Eigenname** mit seinem ungeheuren Anschauungspotential (allein schon die sprachliche Fremdheit!) wider jegliche abstrakte Ausdeutung, endgültige Rückführung auf eine These sträubt. Kassners Zitat „Der Schauende schaut immer nur das Leben“ (im Titel von Kempss Essays) ist in diesem höchst konkreten Sinne zu verstehen. Damit bleiben die Grenzen der oben genannten wie auch der folgenden Vergleiche stets markant.

Synonymisierung der einzelnen Bezeichnungen als Ausdruck einer hier bereits besprochenen französisierenden fürsthöflichen Verallgemeinerung im Dienste der Höflichkeit, des Geistigen (*esprit*) auffassen: „SPIEGEL“ „WANDSPIEGEL“, „HERR“ x „FÜRST“, „MENSCH“ x „MOUCHA“, TOILETTE x ANKNÖPFEN der „HOSENTRÄGER“ usw. Feinere Ausdrücke wechseln ständig mit direkteren ab. Die Mitteilungen in der Anhebung zur direkten Rede, signalisiert durch das Pronomen „DU“, Doppelpunkte und Fragezeichen, werden auf verschiedene Weisen indirektiviert: durch Fehlen von An- und Abführungszeichen, konjunktivisch gehaltene Redeeinleitung, die konjunktivisierte indirekte Rede, und sogar doppelt durch die ironische Figur der *sermocinatio*<sup>48</sup> in einer ziemlich unauffälligen Verschachtelung. In der überhaupt ersten indirekten Rede des *Spiegel*-Textes, die dem gleichsam gesprochenen, den gesamten Text eröffnenden Satz (ohne An- und Abführungszeichen) folgt, ist die Redeweise des Kammerdieners angedeutet. Diese schwebende Andeutung wird noch dazu durch die Modalisierung der Abfolge von Aussagen („DAS KOMMT NICHT VOR [...]“, „FREILICH DÜRFTE ES [...]“) in einzelnen Stufen und mit mehreren unterschiedlichen Stilmitteln wieder zurückgenommen. Dies hat eine Perspektivenschwebe, eine auch traumleibliche<sup>49</sup> Zurückhaltung der/des Redeführenden zur Folge. Das Wesen der Feinheit liegt für J. Paul wie für Kassner im Bezugnehmen auf das bereits Gesagte, in der Durchsichtigkeit der abändernden Wiederholung, im Betonen des Zitiertseins, der Zitierbarkeit des dem Text Vor-Gesagten. Die Vor-sage, die Vor-Sprache geschieht bei Kassner durch Selbstzitieren (in Einzelformen ausdifferenzierende absolute oder relative Syno-bzw. Antho-logie) im *Spiegel*-Text oder Bezug auf den Kontext des Gesamtwerkes oder durch das stufenweise ausufernde kryptische Fremdzitieren. Das letztere wird im *Spiegel*-Gleichnis in einem zunehmenden Grad der Komplexität<sup>50</sup> bis zur Setzung der usualisierten Metapher als Titel und die Neupoetisierung des Spiegel-Themas, Spiegel-Topos selbst signalisiert, welcher den gesamten Natur-, Geschichts-, Kultur-, ja Weltzusammenhang in verschiedensten

---

48 Die allgemeine Form der *sermocinatio* (*aversio ab oratore*, *ethopoeia*) besteht in der „Abwendung des Redenden von sich selbst“: „der Redner legt, obwohl nur er selbst redet, seine Rede einer anderen Person in direkter Rede in den Mund und ahmt dabei auch deren charakteristische Redeweise (daher 'Ethopoiie') nach“ (Lausberg § 432). Diese Figur kann auch in der dialoglosen Rede vorkommen und als seltenerer Sonderfall — wie hier — sogar in der indirekten Rede.

49 Unter Anlehnung an den Ausdruck „Traumleib“ in *Ein Gespräch über die Einbildungskraft* (SW II 309), der die „kleine Geschichte“ jedes Menschen von Einbildungskraft meint.

50 Im einzelnen: durch die stillschweigende Allusion auf ein Meister Eckhart-Zitat, durch die biblisch anmutende „Du [...]“-Gebotsformel, ferner durch die Versprachlichung der Herschelschen astronomischen Beobachtungen, d.h. einen exzentrischen, revolutionierenden Neologismus (wohl als Pendant zum geozentrisch konservativen Alltagswort vom Sonnenaufgang und — untergang), durch Verwertung der astronomischen Prinzipien für den Textaufbau, durch das literarisierte Motiv Herr — Diener, die fremdsprachige Namengebung und deren Sinnggebung, durch Anwendung der Prinzipien der J. Paulschen *Vorschule* und Kantischer Denkfiguren.

Überlieferungssträngen auffangen und ins Offene übersteigen soll. Fremdzitate und Allusionen als Stimmenmehrheit sind dermaßen organisch in die Textpartitur eingefügt, daß sie nicht einmal vermutet werden (müssen).<sup>51</sup> Die Verflechtung ließe sich auch als **Verfeinerung der Perspektivierung** betrachten: Textinterne Innenperspektivierungen (etwa die beiden besprochenen Fälle der *sermocinatio*) gehen fließend in textinterne Außenperspektivierungen (etwa Anspielungen auf Kant, das Eckehart-Kryptozitat und textinterne adressatenbezogene hermeneutische Interventionen) über. Vom textinternen Kryptozitat bzw. der textinternen Allusion geht der Text gleitend zu komplexeren Sachverhalten über, die in ihrem Lakonismus nicht mit völliger Sicherheit als textinterne poetische Chiffrierungen bzw. poetologische Aufbauprinzipien aus fremder Hand anzusehen sind, allerdings als Deutungsfiguren bei der etwaigen Deutung eine effektive Verstehenshilfe leisten können. Die Zugehörigkeit zum Textinneren bzw. -äußeren läßt sich kaum bestimmen, man hat es vielmehr mit Grenzverwischungen zu tun. Die Deutung des Textes mag unter diesen Umständen als **Kunst des angemessenen Vergleichens** gelten, wo die Angemessenheit eines Vergleichs nicht die eines anderen ausschließt, im Gegenteil: die Deutung scheint als Findekunst der Mehrfachperspektivierung denkbar zu sein, an Schlüssigkeit zu gewinnen, wenn die Angemessenheit der einander gegenübergestellten Perspektiven durch die Konfrontation eine gegenseitige Steigerung erfährt. Konkret gesprochen, heißt es, daß bei der Deutung der sozusagen katachretisch versprachlichten Personenkonstellation im *Spiegel*-Gleichnis nicht nur eine astronomische oder eine obszöne Vergleichsziehung anzunehmen sei, sondern auch eine andere Verständnismöglichkeit vorliegt. Wenn man nämlich die Sprachverfremdung „BEIDE STEHEN UMEINANDER HERUM“ mit der ähnlichen, spiegelhaft gesetzten Sprachverfremdung „PERSÖNLICHKEIT IN BEIDEN“ [: im Fürsten wie im Kammerdiener] in Bezug setzt, zusammensieht. In der ersten Deutung versuchte der Verfasser, sich dieses katachretische Doppelgängertum als „dreidimensionale Doppel-Einheit zweier Kugeln („DING“)“, ein beliebtes Bild der Parmenidischen Identität des Seins bei Kassner, oder als

51 Der Befund der prinzipiellen „hermeneutische [n] Struktur der Kunstwerke selbst“ (Welsch 223-227) mit ihren vier Aspekten (Kontexthermeneutik, Werkhermeneutik, Interventionshermeneutik, Auslegungshermeneutik) trifft im Groben gewiß zu, nur daß man in der Werkhermeneutik als „Wechselhermeneutik“ der Momente des Kunstwerks eine gebührende Auszeichnung der Stimme vermißt, wie man eine solche bei Welsch mit seinem Plädoyer für eine „Kultur des Hörens“ (Welsch 231-259) eigentlich erwarten könnte. (Vielleicht ist Welsch selber ein Opfer des überzogenen Anspruchs des Visuellen, gegen den er sich deklarativ anzukämpfen bemüht.) Das vorliegende Kassnersche Kunststück der Stimmführung ist geradezu ein Paradebeispiel für eine ‚unsichtbare‘ Einstimmung mehrerer Stimmen, für die Stimmigkeit des Kunstwerks im doppelten Sinne des Wortes. Damit dies freilich nicht als eine Spezifikation, sondern als eine Allgemeinbestimmung des Kunstwerks an sich ausgemacht werden könnte, bedürfte es mehr Zeugnisse als nur das des von Welsch erwähnten Ohrenzeugen Canetti und auch Untersuchungen der einzelnen literarischen Gattungen. In dramatischen Texten etwa wird des öfteren das Beiseitesprechen praktiziert, welches in einem prosaischen Text wie diesem durch Übertragung eine besondere (hermeneutische) Wirkung zeitigen kann.

„zweidimensionale wechselseitige Spiegelung („OBERFLÄCHE“) vorzustellen. Will man diese Linie synoptisch fortsetzen, läßt sich Kassners Darstellung dieser Situation als Metapher, bildliche Übersetzung des Kantischen Begriffs der Personalität, der Problematik der „numerischen Identität seiner Selbst“ (Kant 439, 918–923) verstehen. Bei der Widerlegung des Mendelssohnschen Paralogismus der Personalität als Bewußtsein der numerischen Identität bedient sich Kant u.a. eines Vergleichs mit zwei oder mehreren elastischen Kugeln: Teilt die eine der anderen ihre ganze Bewegung, ihren ganzen Zustand (im Hinblick auf räumliche Stellen) mit, so habe man es mit der „numerische[n] Identität eines äußeren Gegenstandes“ zu tun. Dieser Formulierung entspricht im *Spiegel-Gleichnis* die Konstellation der beiden Körper, die vom Betrachter als Doppel-Einheit („BEIDE STEHEN UMEINANDER HERUM“) wahrgenommen wird. Ähnliches geschieht nach Kant auch mit den Substanzen: Wenn Substanzen angenommen werden, „deren die eine der anderen Vorstellungen, samt deren Bewußtsein/ einflöbete“ etc., würde die letzte aus der Reihe der Substanzen „doch nicht eben dieselbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein (Kant 920 — Hervorhebung RKop). „Die Identität der Person ist [...] in meinem eigenen Bewußtsein unausbleiblich anzutreffen“ (Ibid. 919), sie sei aber nach Kant nicht mit der äußeren Anschauung meines Subjekts aus dem Gesichtspunkte eines anderen verbunden (Ibid. 920). Dieser Problemstellung entspricht die konjunktivische Voraussetzung des identischen Spiegels im *Spiegel-Gleichnis*. Der Begriff der Persönlichkeit könne („so fern er bloß transzendental ist“), bleiben, er sei auch zum praktischen Gebrauch nötig und hinreichend (im *Spiegel-Gleichnis* ginge es „OHNE EINEN SOLCHEN EINEN SPIEGEL“ nicht). Bei meiner Beobachtung des bloßen Ich habe ich, so Kant, aber „kein ander Correlatum meiner Vergleichen“ als „wiederum Mich selbst“, ich unterschiebe „meinen Begriff und dessen Einheit“<sup>52</sup> „den Eigenschaften, die mir selbst als Objekt zukommen“ (Kant 922–923 — Hervorh. RKop.; Vgl. die Entsprechung im *Spiegel-Gleichnis*: „AUS DEM SPIEGEL IST DAS GESICHT UNS ZUGEKOMMEN“). Und weil wir eben auf den Begriff der Persönlichkeit, „als Erweiterung unserer Selbsterkenntnis durch reine Vernunft [vgl. *Spiegel-Gleichnis*: „DERSELBE, DER EINE SPIEGEL“], welche uns eine ununterbrochene Fortdauer des Subjekts aus dem bloßen Begriffe des identischen Selbst vorspiegelt“<sup>53</sup> , „nimmermehr Staat machen“ könnten (Kant 922), so setzt

52 Anderswo bei Kant: „Die Einheit des Bewußtseins, welche den Kategorien zum Grunde liegt, wird hier für Anschauung des Subjekts als Objekts genommen, und darauf die Kategorie | der Substanz angewandt. Sie ist aber nur die Einheit im D e n k e n , wodurch allein kein Objekt gegeben wird, worauf also die Kategorie der Substanz, als die jederzeit gegebene A n s c h a u n g voraussetzt, nicht angewandt, mithin dieses Subjekt gar nicht erkannt werden kann. Das Subjekt der Kategorien kann also dadurch, daß es diese denkt, nicht von sich selbst als einem Objekte der Kategorien einen Begriff bekommen; denn, um diese zu denken, muß es sein reines Selbstbewußtsein, welches doch hat erklärt werden sollen, zum Grunde legen.“ (Kant 439 — Widerlegung des Mendelssohnschen Beweises der Beharrlichkeit der Seele).

53 Mit den hier genannten Beispielen sind noch nicht alle Wort-Entsprechungen dieses Paral-

Kassner die letztangeführte scharfsinnige Kantische Schlußfolgerung auf J. Paulsches humoristisch-abspannende Art in der parodierenden empirischen Anknüpfungsszene um, in der die Hosenträger das „Leerwerden der Persönlichkeit“ (SW II 507) nur dürftig verhüllen, ja vielmehr die große „Ungeborgenheit des Menschen nach der Kritik der reinen Vernunft“ (SW X 56) zum Vorschein kommt. Die Kantische Fragestellung erhält literarische Ingredienzen nicht nur in Form des einfach Komischen, das aus einer gewissen Interferenz zwischen dem Gewöhnlichen und dem Ungewöhnlichen entstehe (SW VIII 223), sondern auch in Form der Ironie, die Kant, so Kassner, noch fehlte und erst seit dem 19. Jahrhundert in der Literatur vorhanden ist (SW VIII 207). Die ironisch intensive Versinnlichung der Toilette vergegenwärtigt in der Eigenschaft einer emblematischen *Pictura* dabei wohl wiederum das alte Sprichwort „Vor dem Kammerdiener gibt es keine Exzellenz“ (Wander Sp. 1125) bzw. „Für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden“ (Büchmann 365)<sup>54</sup>. Kant führte, getreu seiner kritischen Schlußfolgerung hinsichtlich der Persönlichkeit, das Dictum folgendermaßen aus: „Daß große Leute nur in der ferne schimmern daß ein Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert kommt daher weil kein Mensch groß ist“ (Kant 1942 30)<sup>55</sup>. Kassner sprach in diesem Zusammenhang andernorts über das „Hinschwinden des mimetischen Moments [...] von Kants Kritik der reinen Vernunft an“ (SW X 284–285), wobei er unter der Mimetik auch das „Klein- und Großmachen des Menschen“ (Ibid. 285) verstand. Allein das seinerzeit offensichtlich noch geläufige Sprichwort wurde auch etwa von Schopenhauer, Hegel (von diesem sogar mehrmals) und Goethe gedeutet. Schopenhauer<sup>56</sup> meinte zu der „sehr richtige[n] Bemerkung, daß kein Held es vor seinem Kammerdiener bleibt“, daß die „Allermeisten s t e t s klein seyn“ müßten und n i e m a l s groß seyn“ könnten; doch das Umgekehrte sei auch nicht möglich, „daß nämlich Einer durchaus, d.h. stets und jeden Augenblick, groß sei [...] Je-

---

lelismus mixtus erschöpft: etwa die Berührung mit dem Kantischen Begriff der Substanz als Archimedischem Punkt der Personalität, „der allein empirisch **brauchbar ist**“ (Kant 922 — Hervorh. RKop). Aber auch im weiter gefaßten Kontext könnte man retrospektiv wohl einen anspielenden Auftakt aufspüren: im Gebrauch des Partikelwortes „absolut“ im *Spiegel-Gleichnis*. Beklagt sich doch Kant über den „Mißbrauch“ des Wortes „absolut“, „dessen Verlust“, „sein[en] schwankende[n] Gebrauch“ und „den Verlust | des Begriffs selbst“, auf den er nicht verzichten will (Kant 403–405). Aber bei Kassner ist das Wort bereits ebenso abgedroschen wie das Wort „Geheimnis“.

- 54 Büchmann in der vorliegenden Ausgabe gibt zahlreiche Varianten des Sprichworts und dessen Geschichte wieder, die bis in die Antike zurückreicht. Das Kant-Zitat kommt dort in verkürzter Form vor: „Daß ein Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert, kommt daher, weil kein Mensch groß ist“.
- 55 Verdopplung der Konsonantenbuchstaben (Kammerdiener, kom mt) in der zitierten Ausgabe durch einen horizontalen Strich über dem Buchstaben.
- 56 Daß Kassner mit Schopenhauers Genie-Begriff und dessen oben dargelegten Gedankengängen sehr gut vertraut war, belegen ausdrückliche Bezüge auf diesen Begriff (etwa SW X 369–370), sogar ein Beleg im selben Buch (*Umgang der Jahre*), in dem auch das *Spiegel-Gleichnis* erschien. Dieser steht zwar in einem anderen Text, allerdings nicht so weit von dem Gleichnis entfernt (SW IX 244).

der große Mann nämlich muß dennoch oft nur das Individuum seyn, nur s i c h im Auge haben, und das heißt k l e i n seyn.“ [...]“ (Schopenhauer II 453). Die Genialität sei aber die Fähigkeit, „sich rein anschauend zu verhalten, sich in die Anschauung zu verlieren [...] sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als r e i n e r k e n n e n d e s S u b j e k t, klares Weltauge, übrig zu bleiben: und dieses nicht auf Augenblicke; sondern so anhaltend und mit soviel Besonnenheit, als nöthig ist, um das Aufgefaßte durch überlegte Kunst zu wiederholen<sup>57</sup> und ,was in schwankender Erscheinung schwebt, zu befestigen in dauernden Gedanken‘.“(Schopenhauer I § 36, 252–253). Hier stellt sich eine bemerkenswerte Parallele zu der Poetik des *Spiegel*-Gleichnisses, wie sie vom Verfasser in der Erstfassung dieses Beitrags allein durch werkimmanente, phänomenologische Betrachtung, noch ohne Kenntnis dieses mutmaßlichen Schopenhauerischen Konnexes, erfaßt wurde. Der Kassnersche leiblose Kommentator, die geisthafte Erzählinstanz, die nach und nach in der Visualität des Dargestellten aufgeht, um sich schließlich existentiell in den Einzelnen einzuverwandeln, findet eine Entsprechung eben in Schopenhauers reinem Subjekt, dem erhobenen Weltauge: „wir sind nur noch da als das e i n e Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt, im Menschen allein aber völlig frei vom Dienste des Willens werden kann, wodurch aller Unterschied der Individualität so gänzlich verschwindet, daß es alsdann einerlei ist, ob das schauende Auge einem mächtigen König, oder einem gepeinigten Bettler angehört.“ (Schopenhauer I § 38, 267). „Es ist als ob, damit der Genius in einem Individuo hervortrete, diesem ein Maaß der Erkenntnißkraft zugefallen seyn müsse, welches das zum Dienste eines individuellen Willens erforderliche weit übersteigt; welcher frei gewordene Ueberschuß der Erkenntniß, jetzt zum willensreinen Subjekt, zum hellen *Spiegel* des Wesens der Welt wird.“ (Schopenhauer I § 36, 253 — Unterstr. RKop). Die Schopenhauerische Metapher des „verdeutlichenden *Spiegel*[s] der Dichtkunst, „in welchem alles Wesentliche und Bedeutsame zusammengestellt [...] uns entgegentritt“ (Schopenhauer I § 51, 328) berührt sich, vielleicht überraschenderweise, aber vor dem Platonischen Hintergrund, mit dem Hegelschen Begriff der „productive[n] *Einbildungskraft*“, der *dichtende[n] Phantasie*“, bei dessen Bestimmung Hegel eben denselben sprichwörtlichen Vergleich heranzieht. Die Poesie sei nach Hegel in höherem Sinne wahr als die gemeine Wirklichkeit. „Der Dichter ist ein tiefer Geist, der die Substanz durchschauert, die ein Anderer auch in sich hat, aber die ihm nicht zum Bewußtsein kommt. Es gilt auch hier, daß es für den Kammerdiener keinen Helden giebt. Es heißt: ich habe diesen ja auch gekannt, aber nichts davon gesehen; oder: ich habe die Liebe auch gekannt, aber

<sup>57</sup> Bedenkt man also, daß das Kunstwerk nach Schopenhauer Wiederholung des Erkannten, der erkennbaren Seite der Welt sei (Schopenhauer I § 37, 263; § 52, 351-352), so mutet der Schlußsatz des Kassnerschen *Spiegel*-Gleichnisses im Erstdruck: „Oder ist Wiederholung Schöpfung“ (vgl. SW IX 830) — als poetologische Aussage verstanden — ziemlich schopenhauerisch an.



nichts in ihr von dem gefunden, was der Dichter davon sagt. Darum ist der Dichter ein Seher.“ (Hegel 1968 185). Hegel bezieht sich auf dasselbe Sprichwort noch in zwei verschiedenen Kontexten, einmal dem geschichtlichen (*Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*<sup>58</sup>), ein andermal im Sinne des moralischen Urteils in der *Phänomenologie des Geistes* (Hegel 1907, 430). Die letztere Deutung wurde schließlich von Goethe in die *Wahlverwandschaften*<sup>59</sup> aufgenommen: „Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seinesgleichen zu schätzen wissen.“ (Goethe 398). Auch wenn die Kantische Deutung dieses geflügelten Wortes in ihrer Wörtlichkeit der Ankleideszene im *Spiegel*-Gleichnis wohl am nächsten steht und die Assoziierung des Sprichworts bei der Lektüre fast obligatorisch nahelegt, sind damit die anderen angeführten Deutungen durch den Kontext nicht schlichtweg ausgeschlossen. Je nach dem, welche Grundierung von den in Frage kommenden die sinnreiche Spiegelmetapher jeweils erfährt, wird die vieldeutige Szene in dieser oder jener Lichtbrechung erscheinen. Auch dies ist ein erneuter Nachweis für die komplexe literarische Spiegelung und Verknötung im *Spiegel*-Gleichnis.

Die literarische Verbindung der quasiwissenschaftlichen Darstellungsweise mit der philosophierenden und belletristischen Darstellungsweise, d.h. die komplexe Mehrfachcodierung, Mehrfachperspektivierung und springende Verschränkung einzelner Perspektiven machen eine eindeutige Zuordnung des *Spiegel*-Gleichnisses zur Schönen Literatur, zur Philosophie, zur Theologie, zur Mystik etc. unmöglich. Das von Hofmannsthal betonte Prinzip der Dissimulation wäre nach dieser detaillierten Analyse der textuellen Polyperspektivik nicht nur als Bagatellisieren, sondern allgemeiner: als ständige „Verheimlichung der eigenen Partei-Meinung“ (Lausberg § 428) zu verstehen. Die Definition müßte allerdings, auf Kassner gemünzt, dynamisierend abgeändert werden: als ständig gleichzeitige Ver-Stellung der Perspektive, als die in dem vorherigen Abschnitt besprochene ständig neu geübte Kunst des Überslagens. Dann würde die Dissimulation mit der Figur der Simulation in eins fallen, welche letztere Figur dann nicht mehr nur die „positive Vertretung der Meinung des Parteigegners“ (Lausberg § 429) wäre. Allein eine Synthese ist unmöglich sprachlich einzukleiden, wie es die als quasi-simultan gestalteten Mehrfachperspektivierungen

---

58 Auch dieses Werk wurde in Kassners *Š uvre* mehrmals, wennauch wiederum ohne direkte Erwähnung des Sprichworts, besprochen.

59 Goethes *Wahlverwandschaften* wurden von Kassner in seinem *Š uvre* mehrfach erwähnt, nicht zuletzt im *Umgang der Jahre* ziemlich ausführlich interpretiert, in dem — neben dem *Spiegel*-Gleichnis — der Essay *Die Größe und das Glück Goethes* (SW IX 115-149) steht. Otiliens Tagebücher wurden im Goethe-Essay ausdrücklich genannt, wenn auch nicht die besagte Stelle. Die nachweisliche nähere Bekanntschaft mit den betreffenden Werken Schopenhauers, Hegels und Goethes führt zur Vermutung, daß es sich um eine bewußte oder zumindest unbewußte auktoriale Anspielung — Kassner verwandelte sich ja auch sonst viel Fremdes an — handeln dürfte.

demonstrieren; nur die Synopsis, die Kassnersche „Mitte“ im betrachtenden Subjekt, steht anstatt eines Hegelschen Dritten im Vergleich.

Der perspektivisch vereinzelnende Vergleich mit der J. Paulschen „*Vorschule der Ästhetik*“, ergänzt allerdings durch Berücksichtigung einiger anderer hermeneutischer Gemeinschaften, versuchte, en détail aufzuzeigen, daß Kassner ihre Positionen vertrat oder Oppositionen gegen sie einnahm, daß er sie als dialektisches Sprungbrett verwendete, um das J. Paulsche noch zu stark materiebehaftete „Zeigen des Sehens“ wiederum zu perspektivieren. Vielleicht war ihm die Darlegung der Prinzipien der *Vorschule* zu grob, zu statisch, zu langsam im „Überschlagen“, mit unzulässig verabsolutierten Entgegensetzungen und von humoristischer Sinnlichkeit ohne gleichzeitiger entsprechender Durchgeistigung. Kassners Unterfangen sieht alles in allem einer Revolutionierung der J. Paulschen Dialektik, einer Beschleunigung des physiognomischen Überschlagens durch Entgegenständlichung, durch Überschlagen von purifizierten Linien, einer Notation des Balletts pur ähnlich. Macht J. Paul in seiner Selbstbescheidung (*captatio benevolentiae*?) *Vorschule*, so macht Kassner mit der Umsetzung des J. Paulschen Prinzips „Spiegeln des Spiegels“ *Schule*. Allerdings wohl ohne Jünger oder Nachfolger.

Zu Anfang wurde ein Vergleich mit Herschels durch ein vierzigfüßiges Teleskop gemachten Entdeckungen und dem Nachvollzug derselben mit einem zwanzigfüßigen zitiert. Nach diesem interpretatorischen Nachvollzug wäre zu fragen, ob das vierzigfüßige Teleskop als verstärkender Ansatz nicht am Ende wegzuerwerfen oder gegen ein noch stärkeres auszutauschen wäre, da ein solcher Ansatz sichtlich an den poetischen Gegenstand, seine „zartesten Fäden“ (Hofmannsthal 487) bei weitem nicht heranreicht. Wie stark müßte dann ein neues Perspektiv sein, um einem Wittgenstein zu genügen? Dieser hielt sein Instrumentarium für das wohl angemessene, gewiß angemessener als das phänomenologische. Es bleibt zu fragen, ob das Kassnersche physiognomische Sehen, eine gewisse Art Phänomenologie, wenn auch nicht die Husserlsche, nach Wittgenstein so naiv wie jene sein sollte?<sup>60</sup> (Sofern bei Kassner auch die Sprachbetrachtung in die Reflexion der Wahrnehmung einbezogen wird.)

Wertet Hofmannsthal die Kassnersche Dissimulation als „Kontrasthaltung vielleicht zu der gefährlichen dynamischen Übersteigerung des späteren Nietzsche“ (Hofmannsthal 486), müßte wohl heute der Akzent — zumindest in Ansehung des vorliegenden Textes — auf der Partikel „vielleicht“ liegen und nur den Kassnerschen Stilwillen als Maßhalten meinen. Der perspektivische Charakter des *Spiegel*-Gleichnisses, die totale Verspiegelung aber, die den Betrachtenden durch den Spiegel als eine imaginäre Anschauungsform ins Offene schauen läßt und zu neuen Durchsichtnahmen in verschiedene Richtungen ein-

---

<sup>60</sup> Vielleicht ist das zu Anfang angeführte Wittgenstein-Zitat infolge der transitorischen Funktion des 'Sehens' (von den Sinnen bis zum Sinn) nicht zur Gänze ungebührlich auf einen sprachlich, literarisch verfaßten Gegenstand bezogen, wiewohl der von J. Paul thematisierte Unterschied zwischen der „Succession in der Phantasie“ und dem „Simultaneum in der Empfindung“ (J. Paul V 186) erhalten bleiben mag.

gestellt werden kann, legt überraschenderweise eine Parallele zu Nietzsches Begriff des Perspektivischen der Auslegung, der Deutung nahe. Nur mit dem Unterschied, daß Kassner seine Position nicht „fanatisch“ vertritt, nicht vertreten kann. Denn seine Position ist stärker „dazwischen“, im Zwischenraum zwischen Positionen. Ein Vergleich zwischen dem Thema der eingeschlossenen „unendliche[n] Interpretationen“ der Welt, des „perspektivische[n] Charakter[s] des Daseins“ bei Nietzsche<sup>61</sup> einerseits und der Kassnerschen „existentiellen Imagination“ andererseits führen allerdings über den abgesteckten Rahmen dieses Beitrags hinaus.

(Revidierte, teilweise überarbeitete und erweiterte Fassung des früher erschienenen Beitrags<sup>62</sup>)

## Literaturverzeichnis:

### Primärliteratur:

SW I-X: Kassner, Rudolf. *Sämtliche Werke*. Hg. Ernst Zinn u. Klaus E. Bohnenkamp. 10 Bde. Pfullingen: Neske, 1969–1991.

### Sekundärliteratur:

**Balthasar**, Hans Urs von (1989). *Das Weizenkorn: Aphorismen*. 3. Aufl. Einsiedeln — Trier: Johannes, 1989.

**Balthasar**, Hans Urs von (1998). *Apokalypse der deutschen Seele: Studien zu einer Lehre von letzten Haltungen*. Bd. II: *Im Zeichen Nietzsches*. 2. Aufl. Einsiedeln — Freiburg: Johannes, 1998. 159–217.

**Besch**, Werner. *Duzen, Siezen, Titulieren: Zur Anrede im Deutschen heute und gestern*. Göttingen: Vandenhoeck, 1996.

**Böhme**, Gernot. „Das Imaginäre“. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen*. 12. Vorlesung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1985. 183–191.

**Büchmann**, Georg. *Geflügelte Worte. Der klassische Zitatenschatz*. Neu bearbeitet von Winfried Hofmann. Frankfurt a.M. — Berlin: Ullstein, 1993.

**Dürrenmatt**, Friedrich. *Labyrinth: Stoffe I-III: Der Winterkrieg in Tibet: Mondfinsternis: Der Rebell*. Zürich: Diogenes, 1994.

<sup>61</sup> (Nietzsche III 626-627 /§ 374/) Vgl. auch die Replik seitens eines christlichen Philosophen und Theologen: „Was Nietzsche das Perspektivische der Welt und der Wahrheit nennt, enthält eine tiefe Wahrheit, nur seine Folgerungen daraus sind falsch. Relativität (zu Gott hin) ist nicht Relativismus. Aber freilich, christliche Philosophie hat selten genug die letzten Folgerungen aus ihrem Satze gezogen, daß die Kreatur *relatio subsistens* ist.“ (Balthasar 1989 17).

<sup>62</sup> **Kopřiva**, Roman. „Das verschwiegene Teleskop. Zum Sprach- und Darstellungsstil in Rudolf Kassners Gleichnis *Der Spiegel des Herrn*. Ein Vergleich mit Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik*.“ *Mährische deutschsprachige Literatur. Eine Bestandsaufnahme*. Beiträge der internationalen Konferenz Olmütz, 25.-28.4.1999. Olomouc: Univerzita Olomoucká, 1999. 256-288.

- Goethe, Johann Wolfgang. „Die Wahlverwandschaften“. Hamburger Ausgabe. Bd. 6. Romane und Novellen I. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1998. 242–490.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1907). „Das Gewissen, die schöne Seele, das Böse und seine Verzeihung“. *Phänomenologie des Geistes*. Jubiläumsausg. Hg. Georg Lasson. Leipzig: Felix Meiner, 1907. 408–434.
- Ders. (1968). „Philosophie des Geistes“. „Stellungen des Gedankens zur Objektivität“. *Studienausgabe in 3 Bänden*. Hg. Karl Löwith u. Manfred Riedel. Bd. 3. Frankfurt a.M.: Fischer Bucherei, 1968. 201–283.285–359.
- Herder, Johann Gottfried (1985). „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?“. „Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Dritte Sammlung“. *Frühe Schriften 1764–1772. Werke in zehn Bänden*. Bd. 1. Hg. Ulrich Gaier. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985. 135–148, 367–395.
- Ders. (1989). „Die Einbildungskraft der Menschen ...“. *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Werke in zehn Bänden*. Bd.6. Hg. Martin Bollacher. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1989. 294–304.
- Ders. (1993). „Älteres kritisches Wäldchen. Die kritischen Wälder zur Ästhetik“. *Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781. Werke in zehn Bänden*. Bd.2. Hg. Gunter E. Grimm. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1993. 11–55.
- Hofmannsthal, Hugo von. „Rudolf Kassner“. *Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa IV*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1966. 486–487.
- Jean Paul (1927). „Witziger Anhang“. *Auswahl aus des Teufels Papieren nebst einem nöthigen Aviso vom Juden Mendel. Jean Pauls Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wiss. 1. Abt. 1. Bd. Hg. Eduard Berend. Hermann Böhlau Nachfolger. Weimar, 1927. 343–345.
- Ders. (V). „Ueber die natürliche Magie der Einbildungskraft“. *Leben des Quintus Fixlein: Ausgewählte Werke in acht Bänden*. Bd. V. Stuttgart — Berlin: Cotta, s.a. 187–195.
- Ders. „Vorschule der Ästhetik“. *Ausgewählte Werke in acht Bänden*. Bd. 1–2. Stuttgart — Berlin: Cotta, s.a. (Paraphrassenangaben beziehen sich auf das II. und die folgenden Programme!)
- Kant, Immanuel (1942). „Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“. *Kant's gesammelte Schriften*. Bd. XX. *Kant's handschriftlicher Nachlaß*. Bd. VII. de Gruyter: Berlin. 1942. 1–192.
- Ders. (1943). *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hg. R. Schmidt. Leipzig: Reclam, 1943.
- Ders. (1983). „Kritik der praktischen Vernunft“. *Kritik der praktischen Vernunft — Grundlegung der Metaphysik der Sitten*. Hg. M. Thom. Leipzig: Reclam, 1983. 7–193.
- Ders. *Kritik der reinen Vernunft*. Hg. Ingeborg Heidemann. Stuttgart: Reclam, 1966.
- Ders. „Kritik der Urteilskraft“. *Immanuel Kants Werke in acht Büchern*. B. 6–7. Hg. H. Renner. Berlin: A. Weichert, s.a. (Zitiert nach Paragraphen, ohne Jahresangabe). 6–7. Buch. 1–294.
- Kemp, Friedhelm. „'Der Schauende schaut immer nur das Leben'. Zum 100. Geburtstag Rudolf Kassners“. „... das Ohr, das spricht“. *Spaziergänge eines Lesers und Übersetzers*. München-Wien: Carl Hanser, 1989. 174–179.
- Kensik (Kensikowski), Alphons Clemens. „Aus den Gesprächen mit Rudolf Kassner“. *Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag: Gedenkbuch*. Hg. A.Cl. Kensik u. Daniel Bodmer. Zürich: Rentsch, s.a. 183–233.
- Ders. Alphons Clemens (1985). „NARZISS“ im Gespräch mit Rudolf Kassner (Sierre 1947–1958). (Zürich): (im Eigenverlag?).
- Kopřiva, Roman. „... wie ein Lamm häuten und dann laufen ... lassen“. Rudolf Kassners Gleichnis *Der Spiegel des Herrn*. Über die Verfänglichkeit der Deutung“. *Musa Dagh*. Beil.: *Stimulus. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik*. H.1. Wien: Praesens (in Druck).
- Kuhn, Thomas S. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 4. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.

- Lausberg, Heinrich.** *Elemente der literarischen Rhetorik: Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie.* 10. Aufl. Ismaning: Hueber, 1990.
- Meister Eckehart.** *Deutsche Predigten und Traktate.* Hg. u. Übers. J. Quint. s.l.: Diogenes, 1979.
- Nietzsche, Friedrich (II).** *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister.* Kritische Studienausgabe. Bd. 2. Hg. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München/ Berlin — New York: Deutscher Taschenbuch Verlag/ de Gruyter, 1999. 9–704.
- Ders. (III).** *Die fröhliche Wissenschaft.*(„*la gaya scienza*“). Kritische Studienausgabe. Bd. 3. Hg. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München/ Berlin — New York: Deutscher Taschenbuch Verlag/ de Gruyter, 1999. “). 343–651.
- Pfeifer, Wolfgang (Leitung).** *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen.* München: dtv, 1995. 1627.
- Platon.** „Phaidros“. *Gastmahl / Phaidros / Phaidon.* Dt. v. Rudolf Kassner. Stuttgart — Hamburg: Deutscher Bücherfreund, s.a. 73–149.
- Schopenhauer, Arthur.** „Vom Genie“ (Kap. 31). *Die Welt als Wille und Vorstellung.* Bd. 2.
- Sterne, Laurence.** *Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys.* Dt. von Rudolf Kassner. Einf. u. Nachwort ders. Bremen: Carl Schünemann Verlag, 1958. V-XIX.
- Störig, Hans Joachim.** „Herschel“. *Kleine Weltgeschichte der Wissenschaft.* 3. durchg. Aufl. Stuttgart — Berlin — Köln — Mainz: Kohlhammer, 1954. 306–308.
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm.** *Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk.* Bd. 2. Augsburg: Weltbild Verlag GmbH, 1987. (Unv. photomechanischer Nachdruck der Ausg. Leipzig 1867.)
- Welsch, Wolfgang.** *Grenzgänge der Ästhetik.* Stuttgart: Reclam, 1996. 210–259.
- Wittgenstein, Ludwig.** *Philosophische Betrachtungen. Philosophische Bemerkungen.* Wiener Ausgabe. Hg. M. Nedo. Bd. 2. Wien-New York: Springer, 1994.